



## **Das süddeutsche Bürgerhaus**

eine Darstellung seiner Entwicklung in geschichtlicher, architektonischer  
und kultureller Hinsicht an der Hand von Quellenforschungen und  
maszstäblichen Aufnahmen

Text

**Göbel, H.**

**Dresden, 1908**

b) Raumausbildung.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65608](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65608)

halten zu haben. Penther erwähnt dieselben in seinem „Bauanschlage“ (1743) als allgemein gebräuchlich.

Auf die Verwendung der verschiedenen Holzarten einzugehen, dürfte zu weitläufig sein, und gibt in dieser Hinsicht der Bauanschlag, der dem Werke „Allgemeiner und gründlicher Unterricht zu Bauanschlägen 1777“ von J. Chr. Huth entnommen ist, genügenden Aufschluß.<sup>12)</sup>

Sehr eingehend behandeln die Lehre der Baumaterialien und der Bauveranschlagung folgende Werke aus alter Zeit:

1. Bauw-Ordnung von Buerger vnd Nachbarlichen Gebeuwen von L. Froensperger 1564. II. Buch.
2. Bauanschlag, oder richtige Anweisung in zweyen Beyspielen von Fr. Penther 1743.
3. Handbuch fuer Bauherrn und Bauleute zur Verfertigung und Beurtheilung der Bauanschlaege von Wohn- und Landwirtschaftsgebäude von J. C. Huth 1777.
4. Kruenitz. Oekonomisch-technologische Encyklopaedie 1776.
5. Gasser, Einleitung zu den oekonomischen, politischen und Cameralwissenschaften. 3. Kapitel 1775
6. Polack, Mathesis forensis 1770.
7. Reinhold, Architectura forensis.
8. Eckhart, vollst. Experimental-Oekonomie.
9. Neue Tafeln, welche den cubischen Werth und Gehalt des runden, beschlagenen und geschnittenen Bau- und Werckholtzes enthalten. Frankfurt a. M. 1788.

## b) Raumbildung.

### 1. Fußboden.

Als ältester Fußbodenbelag sind zweifellos die Estriche anzusehen, die in der dreifachen Form als Lehm-, Kalk- und Gipsestrich vorkommen.

Sicher ist der Lehmestrich, der in ziemlicher Stärke (etwa 10 cm) aufgetragen wurde, der älteste Bodenschutz. Er findet sich, wenn auch nur noch sehr vereinzelt, auf Dachböden und in untergeordneten Räumen in manchen alten Häusern der Bergstraße, so noch stellenweise in Ladenburg. Häufig ist dem Lehm Spreu, sowie Ziegelmehl in geringen Mengen beigemischt. Besonders schön mögen diese primitiven Böden auch zur Zeit ihrer Verlegung nicht ausgesehen haben; die rautenförmigen und quadratischen Verzierungen, die bisweilen die Lehmfüllungen der Stakwände und Decken erhielten, wurden der geringen Haltbarkeit wegen wohl kaum bei dem Lehmestrich benutzt. Der einzige Schmuck an Fest- und Feiertagen waren aufgestreute Blumen, bisweilen auch Gras und wohlriechende Kräuter. In kleineren Häusern auf dem Lande ist der Lehmestrich noch heutigen Tages in Gebrauch und allgemein beliebt. 1805

<sup>12)</sup> Aus „Allgemeiner und gründlicher Unterricht zu Bauanschlägen von Joh. Christ. Huth. Halberstadt 1777“. (Bauanschlag s. S. 254—272.)

erwähnt Gilly, daß eine königliche Vorschrift besteht, der zufolge in allen Kolonisten-, Kossäten- und Bauernhäusern die Fußböden mit einem Lehmestrich, wie bei den Scheunenfluren, ausgeschlagen werden müssen. Bei Forstgebäuden, Pfarrhäusern und sonstigen Beamtenwohnungen sollen die Flure, Küchen, Gesindestuben u. s. w. mit Mauersteinen (auf die Breitseite gelegt) gepflastert und mit Kalk vergossen werden. Nur die besten Zimmer erhalten der Holzersparnis halber eine Dielung. Wie allgemein der Lehmfußboden noch im 17. Jahrhundert auch in größeren Städten gewesen sein muß, davon zeugt die „Baw-Ordnung dess Hertzogthumbs Wuerttemberg“, die 1669 befiehlt, in Zukunft nicht mehr wie überall Sitte „auff Holtzwerk einen geschlagenen Estrich von Leinen zu machen / sondern so viel wie mueglich in den Staedten / die Kuechen und Haussehren / wo mans haben kan / mit steinern Platten zu belegen / die gemeine Kammerboeden mit gebrannten Plaetten oder Bachenstein zu besetzen.“

Kalkestriche kommen in Ladenburg gleichfalls noch öfters vor. So sind in dem Handschuchsheimerhof in der Rheingaustraße (s. Tafel 2) noch mehrere Kammern und Stuben in dieser Technik behandelt. Im Neunhellerhof (s. Tafel 5) ist der Dachboden durchgängig derart geschützt, und besitzt der Bodenbelag eine recht große Härte. Deutlich zu erkennen sind die Beimengungen von Sand, Ziegelmehl und kleinen Kieseln. Über die Art der Herstellung der Kalkestriche geben uns die architektonischen Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts vielfach Aufschluß und seien unter andern mehrere vorzügliche Rezepte aus dem Werke des bekannten Mathematikers und Architekten Chr. Freiherr von Wolff, „Auszug und Anfangsgruende aller Mathematischen Wissenschaften“ 1710, entnommen.

„I. Ein Aestrich auf den Erdboden zu schlagen.

Aufloesung:

1. Stampfet die Erde wohl ein und machet sie eben.
2. Ueberschuettet sie mit Kieselsteinen oder anderen kleinen Steinen.
3. Darueber machet einen Guss von Kalek und kleinen Steinlein, oder zerstoessenen Steinen, dergestalt, dass wenn die Steine frisch sind, zu drey Theilen ein Theil Kalck; wenn sie aber von alten Mauren kommen, zu fuenf Theilen zwey Theile Kalck genommen werden.
4. Diesen Guss lasset mit der groessten Gewalt so lange schlagen, bis er recht dichte wird, und neun Zoll dicke bleibet.
5. Endlich ziehet darueber eine Haut von zerstoessenen Scherben mit drey Theilen Kalck vermischet.

II. Ein Aestrich auf eine Decke zu schlagen.

Aufloesung:

1. Machet die Decke von doppelten Bretern: leget die oberen quer ueber die unteren, und nagelt sie mit starken Naegeln an die Balcken an, dass sie sich nicht winden. Man nimmet aber Breter von Buchen, oder in Ermangelung derselben duenne eichene Breter.

2. Damit der Kalk das Holz nicht beschaedige, so ueberstreuet die Decke mit Heckerlinge, Farrenkraut oder anderen dergleichen Materien.

3. Das Uebrige machet wie in der vorhergehenden Aufgabe.

*Anmerckung:* Ihr koennet die Aestriche, dass sie besser aussehen und sich leichter reinigen lassen, mit einer Oelfarbe anstreichen.“

Anders gestaltet sich die Herstellung des etwas kostspieligeren Gipsestriches, der uebrigens fast nur in Erdgeschossen oder ueber Gewoelben Verwendung gefunden hat.

Der Vorgang ist alsdann der folgende: Nachdem der betreffende Boden, sei es ein Gewoelbe oder eine doppelte Bretterlage (haeufig auch nur eine einfache) genau ins Blei gebracht ist, wird eine Lehmschicht aufgelegt, gestampft und geebnet. Hierauf wird der Gips, der zuvor in groeuen Faessern angeruehrt werden muess, eimerweise aufgebracht und so schnell wie moeglich hinter ein vorgeseztes Richtscheit, welches in seiner Hoehe der Estrichstaerke entspricht, ausgegossen und gleich gezogen. Ist der Gips nach etwa 24 Stunden einigermaessen erhartet, so wird er mit den sogenannten Gipholzern kraeftig geschlagen und sodann geblaettet.

Die zahlreichen Bauanschlaege und oekonomischen Enzykloepaeden des 18. Jahrhunderts geben auesser den obigen Regeln noch eine Unzahl mehr oder weniger gute Konstruktionen zur Herstellung haltbarer Estriche.

Doch ist das Grundprinzip in allen Faellen vollkommen gleich, und bestehen die Abweichungen nur in Kleinigkeiten.

Neben den Estrichen ist die meist billigere Pflasterung in den Gaengen, Dielen und Kammern allgemein geuebt. Die Groeue der benutzten Platten, der sogenannten „Besetzblatten“, ist schon frueher (kuenstliche Steine) erwaehnt und bedarf kaum einer weiteren Erroerung. Das Pflaster war gewoehnlich ein „nasses“, d. h. die Steine wurden in Kalk versetzt. Man liebte es, die Platten in Verband zu legen, beziehungsweise einfache geometrische Muster mit denselben zu bilden. Verzierte Tonfliesen finden sich gleichfalls in besseren Buergerhaeusern, wenn auch seltener. Eine weitere Art waren die Rautenplatten, etwa zwoelf Zoll lang, acht Zoll breit, dreiviertel Zoll dick. Des besseren Aussehens wegen wurden sie auf der einen Seite mit einer Glasur in grueener, blauer, roter, seltener brauner Farbe versehen. Noch jetzt finden sich derartige alte Bodenplatten in groeuerer Anzahl in Hirschhorn a. N. in Benutzung.

Verwendet man gewoehnliche Backsteine, so legt man dieselben nur in seltenen Faellen auf die Breitseite, sondern setzt sie vielmehr der groeueren Haltbarkeit wegen auf die hohe Kante, fuellt die Fugen mit feinem Sand oder gieess sie mit Kalk aus.

Mosaikfuessboeden werden wohl von Architekturschriftstellern schon im 16. Jahrhundert des oeffteren erwaehnt, doch ist kaum anzunehmen, daess diese selbst in vornehmen adeligen Haeusern Eingang fanden, geschweige denn in Buergerwohnungen. Man unterscheidet je nach dem Konstruktionsprinzip roemische und Florentiner Arbeit. Der Hauptunterschied liegt darin, daess bei ersterer Methode gefaerbte Glasfliesen, bei letzterer dagegen bunte Steinchen verwandt werden.

Das Auftreten des Holzfuessbodens laeess sich schon im 12. und 13. Jahrhundert verfolgen, woenngleich die Verwendung noch recht vereinzelt vorkommt. Um 1500 wird erwaehnt, daess besser gestellte Buerger ihre Stuben mit Dielen belegen. 1564 gibt Fronsperger in seiner „Bauw-Ordnung“ genaue Angaben, wieviel die Dielung einer

Kammer kostet, desgleichen wie die dazu nötigen Bretter beschaffen sein sollen. „Dessgleichen ein Stuben oder kammer dilen / die soll lang sein 20. schuch / sechtzehen oder fuenffzehen zoll breit / vn vier oder fuenff zoll dick / gilt oder kost vngefährlichen zehen Kreutzer.

Item / ein dreyling sol an der lang haben sechtzehen oder achtzehen schuch / breit sein vierzehen / vnd dicke 3. zoll.

Item / ein zweyling oder doppel brett sol an der lenge haben sechtzehen oder achtzehen schuch / vnnd dreyzehen oder viertzehen zoll breit / vnd zween zoll dick.

Item / ein brett oder halb dilen sol 20. oder achtzehen schuch lang sein / vnd dreyzehen oder zweoff zoll breit / vnnd sol an der dicke haben ein voelligen zoll oder mehr / kost etwan zwen oder dritthalben Kreutzer.“

1669 gibt uns die schon erwähnte Württemberger Floßordnung wiederum genaue Maßangaben für die Dielengrößen, die im allgemeinen von den etwa hundert Jahre früher üblichen nur wenig abweichen.

1743 teilt Penther in seinem Bauanschlage die verschiedenen Dielen- und Brettergrößen mit, die im Handel vorkommen und allgemein üblich sind.

	Lang Fuss	Breit Zoll	Dicke Zoll	davon kostet				
				ein Stueck		ein gantzes Schock		
				ggl.	dl.	rtl.	ggl.	dl.
Bohlen . . . . .	20	18	3	18		43		
	18	16	2 $\frac{1}{2}$	12		29		
	16	14	2	8		19	8	
	18	16	1 $\frac{1}{2}$	9		21	16	
	16	16	1 $\frac{1}{2}$	7	6	17	12	
Dielen . . . . .	14	14	1 $\frac{1}{2}$	5	10	14		
	14	12	1	3	10	9	8	
	12	12	1	3	6	8		

Penther bemerkt hierzu folgendes: „Die erste Gattung von Bohlen kan zu Bruecken-Bohlen auch zu Treppen-Wangen, die zweyte zu grossen Thorwegen, auch wohl Treppenwangen, die dritte zu Treppen-Staffeln und Thoren gebraucht werden. Die erste und andere Sorte von Dielen zu Fuss-Boeden, Thueren x. die dritte Sorte auch dazu. Die vierte und fuenffte Sorte zu Thuer- und Fenster-Futtern, Thuer-Fuellungen, auch leichten Thueren, Fenster-Laden und dergleichen.“ Hinsichtlich der Konstruktion der Holzfußböden unterscheidet man im 16. bis 19. Jahrhundert drei Arten, nämlich:

1. die ordinären oder gewöhnlichen Fußböden,
2. die eingefaßten — getäfelten — oder Parquetböden,
3. die furnierten oder figurierten Fußböden.

Die gewöhnlichen Bretterfußböden wurden einfach derart hergestellt, daß man die Dielen auf die möglichst wagrecht gelegten Unterlagshölzer mit langen Eisenstiften annagelte. Waren die Dielen in ihrer Stärke ungleich, so wurden entweder Späne unter die dünneren gelegt, beziehungsweise die dickeren „abgezwircht“, d. h. in der Querichtung abgehobelt. Kam es vor, daß die zur Verfügung stehenden Dielen zu kurz für die betreffenden Zimmer waren, so wurden sie in Füllungen gefaßt. Die Konstruk-

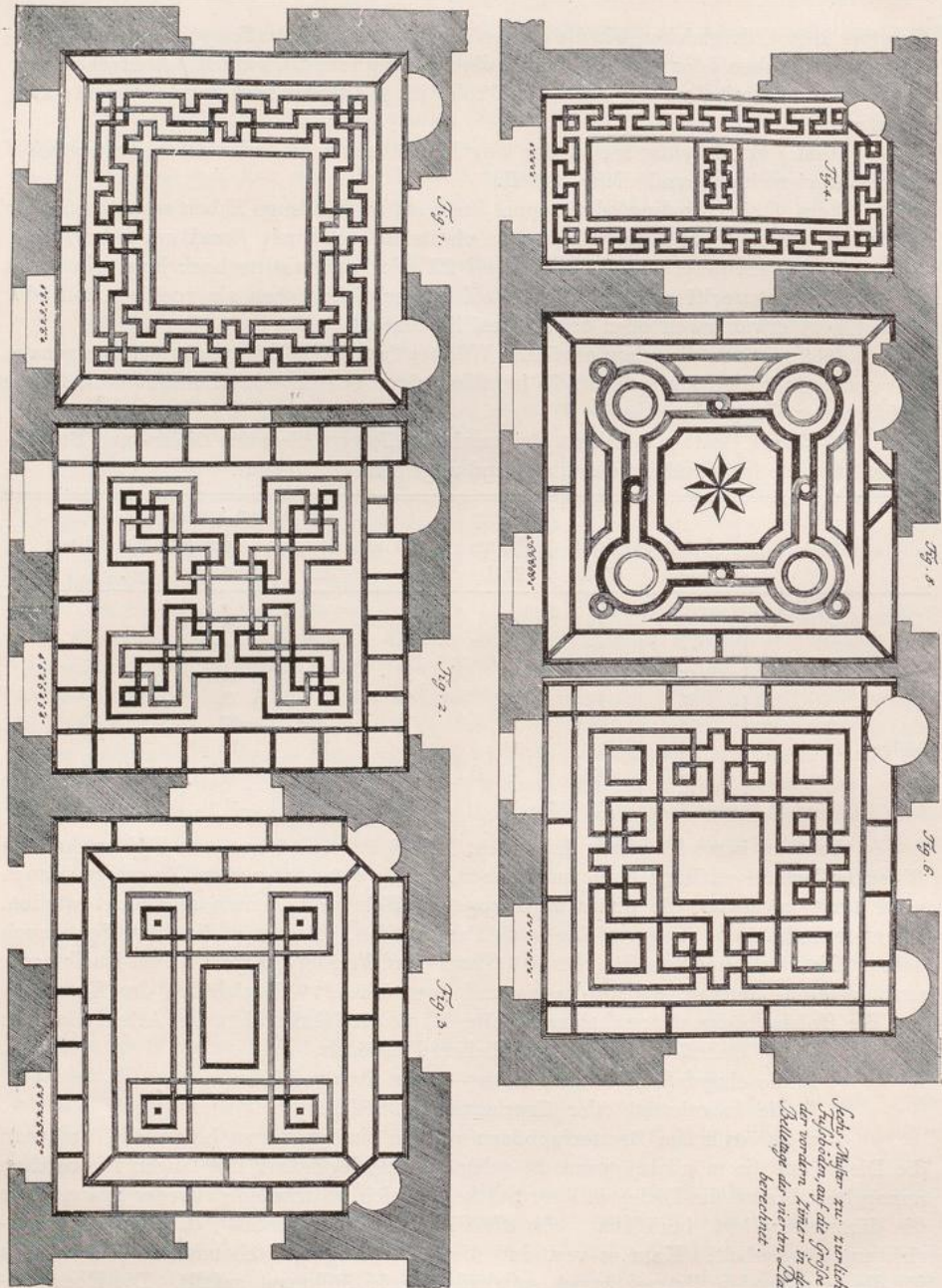


Abb. 125.

*Jedes Mäßen zu zerlegen  
 und stellen auf die große  
 der vor dem Zimmer in der  
 Kellergasse der vierten Ebene  
 berechnet.*

tion war alsdann derart, daß der Raum durch Eichenholzfrieze kreuzweise geteilt und durch einen besonderen Fries an den vier Seiten gefaßt wurde. Die Verbindung der Tannenholzspiegel mit den Friesen geschah entweder durch Falzung oder durch Nut und Feder. Nagelung war auf jeden Fall vorgesehen, doch wurde dieselbe bei besseren Böden verdeckt angebracht. Die Breite der Eichenholzeinfassungen betrug etwa 5 bis 7 Zoll und schwankte je nach der Größe des betreffenden Raumes. Ein kleiner Kunstgriff, das Eichenholz recht dunkel und glänzend erscheinen zu lassen, bestand darin, dasselbe mit einer Speckschwarte mehrmals zu überstreichen, wobei eine Latte angelegt wurde, um nicht auf den tannenen Spiegel zu kommen.

Eine immer beachtete Regel war ferner die, die einzelnen Tannendielen nicht willkürlich zu verlegen, sondern den Jahreswuchs in geeigneter Weise zu berücksichtigen. Noch jetzt findet man vielfach reizende Muster dieser alten gefaßten Böden, so sind dieselben z. B. in dem Kavalierebau des Auerbacher Fürstenlagers in ausgezeichnetem Zustande erhalten. Es sei ferner auf die Abbildungen 125 und 126 verwiesen, die dem Werke „Der bürgerliche Baumeister von F. C. Schmidt 1790“ entnommen sind. Daß außer Tannen- und Eichenholz auch andere Holzarten, so namentlich Ahorn zur Verwendung kamen, dürfte als selbstverständlich angenommen werden.

Die getäfelten oder Parquetböden bestehen aus eingefaßten zwei ein halb bis drei Fuß breiten und ebenso langen quadratischen Tafeln, die in Rahmstücke eingefaßt und durch Querstücke in vier kleinere Tafeln eingeteilt werden. Es wird darauf geachtet, daß des besseren Aussehens wegen die einzelnen Tafeln dem Laufe der Holzadern entsprechend abwechselnd gegen einander verlegt werden. Bisweilen ordnet man in der Mitte des Raumes auch einen Kreis, beziehungsweise ein Oval oder ein Kreuz an.

Eingelegte oder fournierte Böden kommen bestenfalls nur in sehr reichen und vornehmen bürgerlichen und adeligen Häusern vor. Im allgemeinen beschränkt sich deren Verwendung auf Schloßbauten. Eine genauere Beschreibung der Herstellungsweise dieses Bodenbelages liegt außerhalb des Rahmens dieser Abhandlung und dürfte mit Recht übergangen werden.

## 2. Wand.

Bis ins 12. Jahrhundert mag von einer Ausbildung der Wand, im heutigen Sinne des Wortes, wenigstens in den bürgerlichen Behausungen, kaum zu sprechen sein. Abgesehen von den in besonders hervorragenden Räumen handwerksmäßig aufgetragenen Schablonenarbeiten, bestand der ganze Schmuck der Wandfläche in aufgehängten Teppichen, beziehungsweise in den rot angestrichenen Balken der Fachwerkwände. Es sei hierbei bemerkt, daß von einer einheitlichen Anlage der umschließenden Wände vielfach abgesehen wurde. Noch jetzt ist es in alten Häusern der Bergstraße keine Seltenheit, daß eine oder zwei Wände in Mauerwerk hergestellt, die anderen dagegen in Fachwerk ausgebildet und bemalt sind. Charakteristisch für die Wandmalerei in Fachwerkhäusern ist die Tatsache, daß sich dieselbe immer nur auf die Putzfelder beschränkt und nur in den allerseltensten Fällen auf die Balken übergreift. Wir dürfen mit völliger Sicherheit annehmen, daß noch bis tief in das 17. Jahrhundert die Feldermalerei in kleineren Bürgerhäusern geübt und beliebt war. Die Anordnung war dann derart, daß die Balken den traditionellen roten Ockeranstrich erhielten, die einzelnen

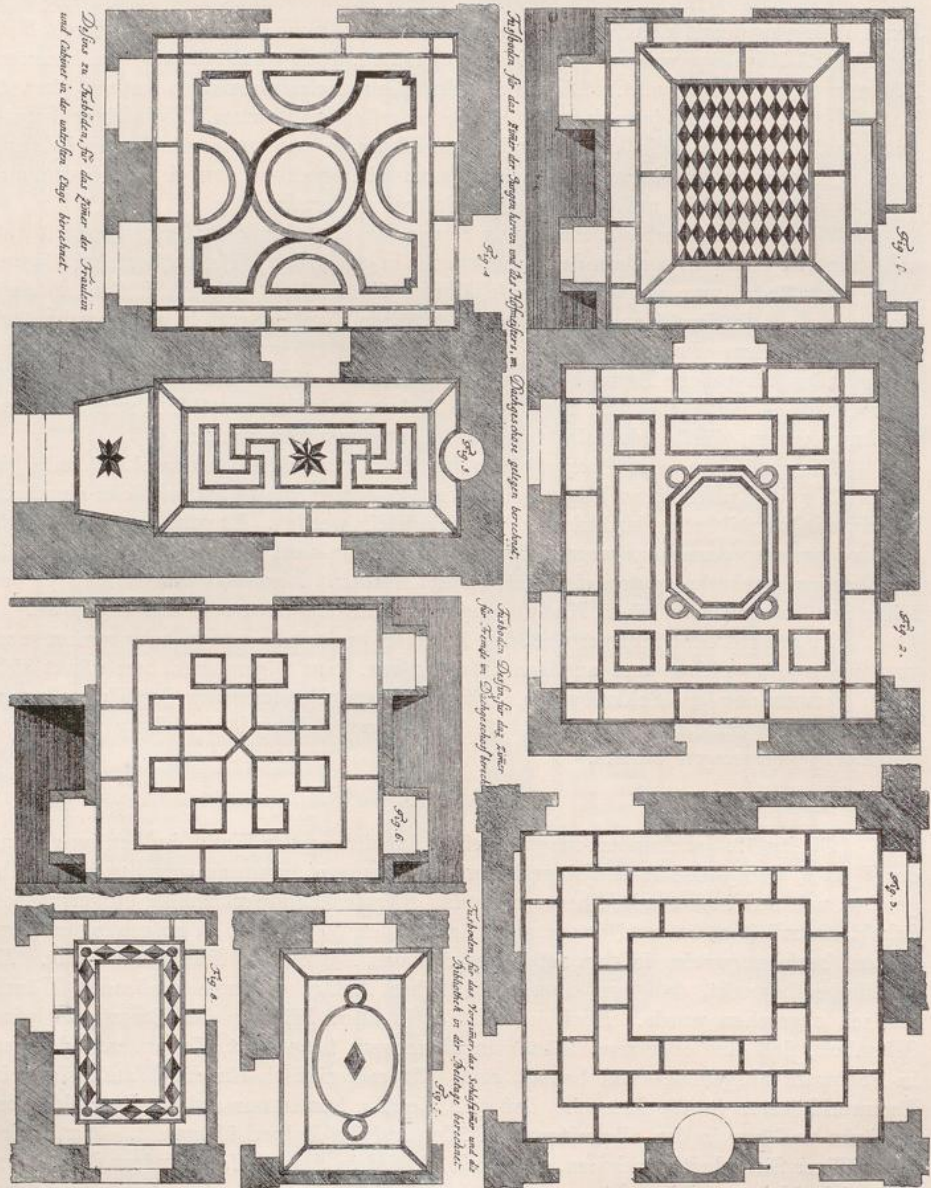


Abb. 126.



Putzfelder dagegen mit einigen mehr oder weniger breiten Linien gewöhnlich in schwarzer, erdgrüner, rotbrauner oder gelber Farbe umsäumt waren, während der übrigbleibende Mittelraum des Feldes in einer leichten Farbe, etwa blaurot, getönt wurde (s. Tafel 30). Wie sehr die Felderbemalung ein alltäglicher, handwerklich geübter Brauch war, davon mögen die nachstehenden Worte Frönspergers zeugen. „Dessgleichen von einer Ruten rigelwand zu bestechen an beyden seiten / auch zu duenchen / weisen vnd mit zweyen zwifachen schwartzen oder andern farben / leisten ausszustreichen / vnd eingefast / rechtschaffen dem holtzwerek eben / rein vnnnd wol / wie denn auff dem Handwerek der gebrauch ist / von der ruten 26. Kreutzer.“

Häufig begnügte man sich nicht mit einfachen Felderfassungen, sondern ordnete etwa über dem Türsturz (s. Tafel 30) die Erbauungszahl des Hauses oder einen frommen Spruch an. Reichere Bürger ließen auch wohl alle Felder mit Ranken, in denen sich allerhand gemaltes Getier herumtrieb, mit Spruchbändern, Figuren und biblischen Darstellungen übermalen und verzieren. Die in England im 16. Jahrhundert mit Vorliebe angewandten Stuckverzierungen, in Gestalt von gotischem Maßwerke oder Wappentieren im Stile der Frührenaissance, sind in Deutschland seltener nachweisbar (s. Tafel 1).

Besaß der betreffende Raum keine Fachwerkwand, sondern massive Umschließungsmauern, so trat die Malerei in ihre Rechte ein. Neben den in manchen alten Burgen befindlichen Malereien, wie z. B. auf Schloß Hirschhorn a. N. und vielen Tiroler Herrensitzen, sind neuerdings auch in Bürgerhäusern Malereien, die dem 14., 15. und 16. Jahrhundert entstammen, in größerer Zahl gefunden worden. Sie zerfallen der Hauptsache nach in Schablonen- und in Kunstmalerei. Die erstere besteht entweder aus streng geometrischen Mustern, aus eigenartig ineinander geschlungenen farbigen Bändern oder aus einfachem Rankenwerk mit sich wiederholenden Tiergestalten. Beliebte ist namentlich das Schachbrett- und Teppichmuster. Bei letzterem ging man häufig soweit, die Aufhängestangen und den Faltenwurf täuschend nachzuahmen. Die Kunstmalerei zerfällt in weltliche und kirchliche. Erstere ist nur noch in wenigen Beispielen vorhanden und zeigt, ähnlich wie in Schloß Hirschhorn, aufgestellte Wappenschilder mit reichem Helmschmucke, beziehungsweise sie überspinnt die ganze Wandfläche mit einem Netze kunstvoller Ranken, durch Tier- und Menschengestalten belebt, ähnlich wie in den alten Tiroler Schlössern.

Mit der Wandmalerei entsteht fast gleichzeitig die Holzvertäfelung. Wir finden dieselbe schon auf den Miniaturen des 10. und 11. Jahrhunderts, ohne daß wir hierüber uns allerdings ein klares Bild machen können. Allgemeine Verbreitung scheint das „defferwerek“ erst im 15. Jahrhundert gefunden zu haben, doch mochte dasselbe in seinen Anfängen noch recht schlicht und einfach gewesen sein.

Unterziehen wir die auf Tafel 4 befindliche Holzvertäfelung des im Jahre 1598 erbauten Kleinbürgerhauses, die in ihrer Konstruktion wohl noch der ursprünglichen Technik sehr nahe kommt, einer kurzen Betrachtung, so kommen wir zu folgendem Ergebnisse. Der Sockel wird gebildet durch ein etwa sechzig Zentimeter hohes, glattes Brett, welches ohne irgend welche Fußleiste sich an den Boden anschließt. Dem Sockel entspricht keinerlei Friesbrett, sondern die senkrechten Füllungen stoßen unmittelbar gegen den an der Wand gelegenen Deckenbalken an. Die Füllbretter liegen ohne

Falz dicht aneinander und ist durch eine aufgesetzte profilierte Leiste die immer entstehende Fuge gedeckt. Die Leiste selbst ist mit Eisenstiften an dem einen Füllbrett befestigt. Bessere Vertäfelungen sehen durchgängig ein dem Sockel entsprechendes, oft reich geschnittes Friesbrett vor, beziehungsweise ersetzen dieses durch eine den Leisten angepaßte Schablonenmalerei. Gleichfalls werden in reicheren Bürgerhäusern die Füllungen oft reich geschnitten und bemalt oder mit eingelegerter Arbeit, der sogenannten Marquetterie, verziert. Letztere Kunst stammt aus Italien und soll daselbst zu Raphaels Zeiten allgemein geübt worden sein. Als frühestes deutsches Beispiel ist das Kaiserzimmer in dem aus dem 15. Jahrhundert stammenden v. Scheurl'schen Hause zu Nürnberg anzuführen, welches in seiner Vertäfelung vielfach Marquetterieeinlage aufweist.

Eine Änderung der Konstruktion der Vertäfelung tritt im 16. Jahrhundert insofern ein, als nicht mehr die einzelnen senkrechten Bretter nur stumpf aneinander gestoßen, sondern dieselben in der noch heute üblichen Technik von Fries und Füllung behandelt werden.

Während die gotischen Vertäfelungen bis dicht unter die Decke reichen, beginnt man in der Renaissanceperiode dieselben mehr und mehr herabzuziehen, um so einen Platz für malerischen Schmuck zu schaffen.

Gegen 1560 sind Holzvertäfelungen fast in jedem besseren Bürgerhause anzutreffen und auch allgemein beliebt, da sie nicht nur dem Raum ein wohnliches und stattliches Aussehen verleihen, sondern zugleich auch denselben warm und trocken halten. Der Hauptfehler, den sie besitzen, besteht darin, daß sie Mäusen und anderem Ungeziefer einen guten Unterschlupf gewähren, die kaum mehr zu vertreiben sind. Sehr kostspielig können Holzvertäfelungen einfacherer Art kaum gewesen sein, denn Frönsperger führt folgende, gewiß für die damaligen Zeitverhältnisse nicht hoch zu nennenden Preise an. „Item fuer ein erfuellung eines gemeinen Bruestdeffers ober vnd vnder den Bencke / 6. 7. oder achthalben batzen auffs hoechst / nach gestalt der sache / minder oder mehr. Aber von edlem holtz Brustdeffer jedweder fuellung sampt ober vnd vnder Bancklaufft / etwan ein anderthalben / auffs hoechst zwen guelden.“

Praktisch waren die Holzvertäfelungen insofern, als mit großer Leichtigkeit sich Wandschränke und Bordbretter zum Aufstellen von Nutz- und Ziergerät anbringen ließen. Zugleich bargen die oft überreichen Säulen, Gesimse und Profile aber den großen Nachteil in sich, daß sie ein Staubfänger ersten Ranges waren und hierdurch nicht selten zur Verbreitung der häufig auftretenden Seuchen im 15., 16. und 17. Jahrhundert mit beitrugen.

Schon um 1620 fangen die Vertäfelungen an, altmodisch zu werden. Der hereinbrechende dreißigjährige Krieg führt eine Unzahl fremder Völker in unser deutsches Vaterland, die ihrerseits wiederum, wenn auch unabsichtlich, dazu beitragen, neue Ansichten und Geschmacksrichtungen, so namentlich in der Innenkunst, aufkommen zu lassen. Gegen 1680 sind in Deutschland vier Hauptarten der Zimmerausstattung in Übung, nämlich die italienische, die französische, die holländische und die etwas mißachtete deutsche, und dürfte es wohl von Interesse sein, die recht charakteristischen Ausführungen N. Goldmanns in seiner „Vollständigen Anweisung zu der Civil-Bau-Kunst“ (1696) über dieses Thema des näheren anzuführen.

## „Von der Italiaenischen Auszierung.

Es ist uns zwar in Teutschland meistentheils verboten / gantze Zimmer mit Marmor zu schmuecken / und muessen meistentheils zufrieden seyn / Camin-Einfassungen / Boden / Tafeln auf den Brust-Mauren der Fenster da man sich aufleget und hoechstens Einfassungen der Thueren von Marmor zu haben.

Mit Marmor gezierte Gemaecher sollen billig in dem untersten Haupt-Geschoss / nicht in den obern angelegt werden / weil sie nicht allein zu massiv dazu aussehen / sondern wuercklich sind / und eine grosse Last haben / daher auch einen starcken Grund unter sich erfordern.

Wo man Waende mit Marmor zieret / muss zuvorderst solches auch auf dem Boden geschehen / und solte billig nach Italiaenischer weise die Decke auch gewoelbet / oder mit einer geraden Decke à l'antique gemacht werden / dass alles der Solidität nach wohl zusammen correspondire.

Wohn-Gemaecher werden mit Marmor nicht gantz ueberzogen / sondern allein die Speise-saehle und Vor-Saehle oder Vorhaeuser / und zum hoechsten etwann die Audientz-Gemaecher. Die Wohn-Gemaecher werden an den Waenden allein Banckhoehe / an dem Einschnitt der fenster hingegen ueber und ueber / und an den Caminen biss ueber Manns hoehe und endlich um die Thueren herum / mit Marmor belegt.

Wo sich alles mit Marmor zu uebersetzen schicket / geschieht es doch nicht allezeit / sondern es wird auch zum oeffteren / der Marmor nur tafelweise in rahmen von Gips gesetzt.

Tapeten bey Marmor zu gebrauchen / schicket sich meiner Meinung nach nicht zum besten / sondern besser Gemahlde alfresco, und claro scuro gemahlet / damit alles in der soliditaet zusammen stimme. Gleicher gestalt solten auch die Decken oder Gewoelber gemahlet werden.

So man in Ermangelung des Marmors oder zu ersparung der Unkosten aus Gips gemachten Marmor gebrauchen wil / muessen dabey eben die Reguln in acht genommen werden wie bey rechten Marmor.

## Die Frantzoesische Auszierung.

Die Frantzoesische art die Gemaecher auszuzieren / wird an allen orten am meisten beliebt / und nicht ohne Billigkeit / indem sie nicht allein angenehm / reinlich und zu vieler variirung geschickt ist / sondern sich in allen Laendern / und in gewisser proportion von allen Leuten nachmachen laasset.

1) Werden die Waende zu oberst mit schoenen Simsen gedecket / welche entweder von hoeltzernen bohlen / oder ungefehr von Ziegelstein geformet / hernach dicke mit Gips ueberworfen / und mit einer Lehre ausgestrichen werden / endlich drucket man mit formen allerley Schnitz-Werk darauf. Auf gleiche Weise werden die Thueren und Camine gezieret / ohne dass man die Einfassung der Camine meistens von Marmor oder wenigstens gehauenen Steinen verfertigt.

2) Die Waende werden auf zweyerley weise gezieret / entweder mit Gips-rahmen / in welche Gemahlde gesetzt werden oder mit Tapeten / die theils zur menage in den

schlechtern Zimmern / auf besondere dazu grob gewuerckete leinwat gemahlet / theils in bessern Zimmern von gefaerbter Wolle gewuercket / in den allervornehmsten aber noch mit untergewuerckten Golde bereichert werden.

3) Die Camine werden oben mit einem Gemaehtde in einem schoenen Gips-Rahm besetzt.

4) Die Wand neben den Fenstern wird ebenfals mit Gips ueberzogen / und in kleine Felder eingetheilet / welche mit kleinen Gemaehtden besetzt / und mit schoenen verguldeten Gips-Rahmen eingefasset werden.

5) Uber die Thueren werden biss an den Simss der Decke Aufsaezte von Gips gemachet / die so weit ausgeladen sind / als die Einfassung der Thuer. Auf diesem Aufsatz findet auch ein klein Oval oder Vierecke vor ein Gemaehtde stat.

6) Es ist auch eine Frantzoesische Auszierung / dass man an der wand gegen den Fenstern ueber / eben solche blinde Fenster machet / und anstatt der durchsichtigen Glaeser / mit Spiegeln besetzt.

7) Die Boeden von Gips sind in Franckreich auch nicht ungewoehnlich die am besten gantz weiss und polirt gemachet werden / oder man pflaget sie auch ehe sie gar binden mit einer beitzenden farbe einzutrancken / und hernach zu polieren. Die vornehmste behutsamkeit hiebey ist / diese Aestriche so zu machen / dass sie nicht aufspringen / welches geschiehet / wenn das Gebaeude an Balcken wohl versehen ist / dass nichts sich biegen kan / ferner der Gips auf einen recht trockenen Boden geschlagen / rechtschaffen ausgeblauet oder gepruegelt / und fein langsam hinter einander gegossen wird. Es lassen sich solche Aestriche ebenfals sauber machen / wenn auf die oberste Lage des Gips gantz kleine rohte oben glat geschliffene steinigen eingekneten werden.

#### Von der Hollaendischen Verzierung.

Zu dieser wird billig gerechnet was mit Indianischen Holtz und Stoffen / mit Porcellain fliesen / mit Golden Leder u. d. gl. gezieret wird / welches sich vornemlich in Garten-haeusern zu thun schicket / da man Erfrischung sucht.

1) Die Waende koennen entweder gantz / oder welches noch schoener stehet / nur 3. biss 4. fuss hoch mit gantz weissen Porcellain-fliesen besetzt werden / wo bey man auf eine gute Kuette bedacht seyn muss / damit von saltzigten feuchtigkeiten und von der kaelte die fugen nicht auseinander getrieben / die fliesen zersprenget / oder ihrer glasur beraubet werden. Alte Dachsteine zerstoessen und unter den Kalch gemenget / dienen unter andern gut dazu. Es muessen aber die Waende zuvor wohl ausgetrocknet seyn / ehe diese Fliesen darueber gesetzt werden.

2) Die Boeden werden mit theils unglasuerten roht gebranten Ziegel-platten / theils mit glasuerten belegt. Zum exempel: Man nimt roht-gebrante Ziegel 1. biss  $1\frac{1}{2}$ . Zoll dicke / 8. Zoll lang / 4. Zoll breit / oder 10. Zoll lang / 5. Zoll breit / setzet vier davon allezeit zusammen / dass in der mitte ein Viereck uebrig bleibet / so breit ins gevierte / als die Breite der Ziegel ist. Solches Viereck wird mit einer weiss- und blauglasuerten Porcellain-fliese ausgefuelet. Neben diese setzet man einmahl wiederum / gelb-gebrante Steine eben so gross wie die rohten / und setzet wiederum eine Porcellain platte dazwischen. Noch schoener stehet wenn wechsels weiss rohte und gelbe Steine gelegt und damit die viereckichten Porcellain-fliesen verfasset werden / oder man kan

rohte Steine von solcher art allein nehmen / hingegen gelbe platten machen lassen ins gevierte so gross / so lang die rohten sind. Demnach setzet man erst eine Porcellainplatte / und an dessen vier seiten rohte Steine / zu aeußerst daran wieder Porcellaine, und daran auf allen seiten wiederum rohte und so fort an / so bleiben qvadrat uebrig welche mit den gelben Steinen koennen ausgesetzt werden.

3) Besondere arten von Decken haben die Hollaender nicht / weil aber das Holtz bey ihnen selten ist / koente man solcher Landesart nach ueber hoeltzerne Rahmen gespannte leinwat / die am ruecken zu mehrer staercke mit Segeltuch / oder Schifferfiltz belegt waere / gebrauchen. Solche Decken als Frantzoesische Platfonds gemahlet kosten nicht viel / stehen schoen und sind sehr leicht / koennen in uebrigen lange genug dauern.

#### Die Teutsche Auszierung.

Diese wird bey uns als etwas altvaeterisches gantz verachtet da sie doch noch wohl neben andern zu schoener Abwechselung zu gebrauchen stuende. Ich wil sie hier kuertzlich in einigen Reguln entwerffen / wie sie etwan aufs beste moegte zu machen seyn. Sie bestehet aber in holtzernen Taffelwerck / worauff unsere Vorfahren oft mehr angewendet als nuetzlich gewesen.

1) Tafelwerck ist in denjenigen Gemaechern zugebrauchen / welche vor andern trocken und warm seyn sollen / als in Cabinetten / Schlaf-Gemaechern / auch wohl in Speise-Gemaechern / und Galerien zu raren Gemaehlden.

2) Das Tafelwerck soll an den Waenden / und neben den Fenstern gantz hinauf biss an die Decke gehen / und zu oberst einen schoenen Simss haben / doch alles ohne Schnitz-Werck / oder nur mit gar wenigen.

3) Seulen und andere Architectur soll man nicht machen / noch auch viel hohes Leistenwerck gebrauchen / sondern allein rahmen von tunckeln / mit schoenen grossen viereckichten Fuellungen von polirten hellen holtz. Ueber den Thueren und sonst hin und wieder koennen Ovale oder andere Figuren gemachet / mit schoenen leisten eingefasset und mit einglegter arbeit von allerley farbigen Holtz / oder von holtz / Zinn / Schildkroetten und Perlenmutter untereinander gezieret werden. Es lassen sich dadurch allerley Mahlereyen von perspectivischen Gebaeuden / von Grottesqven u. d. gl. vollkommen schoen herausbringen. In etliche Fuellungen setzet man auch Gemaehld. Es ist der gute effect solcher Teutschen Auszierung in einem Pavillion hier zu Saltzthalen zu sehen.

4) In solchen Gemaechern solten billig Ofen / und kleine Camine gebraucht werden.

5) Das Holtz an den Thuer- und Fenster-Einfassungen / muss von dem uebrigen wieder unterschieden seyn / wie auch ferner das an den Thuerfluegeln.

6) Die Decken werden auch von Holtz gemachet / und kan zuweilen die alte Teutsche Manier noch gebraucht werden / welche / so es mit gutem verstande geschiehet / gewisslich in aller augen wohl aussehen. Es wird nemlich die Decke in allerley Mathematische regulire Figuren eingetheilet / die mit erhobenen Rahmen eingefasset und unterschieden sind. Wenn nun solche erhobene Rahmen gantz gleich ohne dass sie an den ecken mit kleinen leisten eingefasset werden / mit schoenen holtz furnirt /

die Felder dazwischen fein gross nach proportion des Gemaches / und ordentlich sind / ferner so der grund dieser Felder entweder mit verguldeten Rosen besetzt / oder mit goldenen Grottesqven auf graulechten / oder mit silbernen auf blauen grund gemahlet wird / soll niemand leichtlich in abrede seyn / dass solches gar schoen aussehe.



Abb. 127. Deutschherrnhaus zu Weinheim.

7) Nachdem die Decke mit Figuren ausgetheilet ist / muss der Boden auch eingerichtet werden / der aus eichen Rahmen und Fuellungen von zaertern und glaettern Holtz zu machen ist. Also wenn die Decke lauter Sechsecke hat / muss auch der Boden in eben so grosse Sechsecke eingetheilet werden. Bestuende die Decke in Achtecken und Vierecken / mueste eben diese Eintheilung auch an den Boden seyn.“

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts ist von einer Vertäfelung im eigentlichen Sinne des Wortes nicht mehr zu sprechen. Dieselbe ist zu einem Lambris herabgesunken, der lediglich dazu dient, einen geeigneten Abschluß der Tapeten zu bewirken. Man unterscheidet hierbei die untere Fußleiste, die Mittelpartie, die aus einfachen aneinandergesetzten Füllungen besteht, auch manchmal durch gemalte Tapeten ersetzt ist, sowie schließlich die obere Abschlußleiste. Die Höhe des Lambris beträgt sechzig bis achtzig Zentimeter. Häufig legt man ihn so hoch an als die Fensterbrüstung, so daß die Lambrisleiste zugleich den Vorsprung des Fensterdeckbrettes mit bildet. Die Höhe des Sockelbrettes beträgt etwa fünfzehn Zentimeter, die der Lambrisleiste etwa acht bis zehn Zentimeter. Noch jetzt sind derartige Vertäfelungen in den Barockbauten der Bergstraße recht häufig anzutreffen.

Gleichzeitig mit der geringeren Anwendung der im 15., 16. und 17. Jahrhundert so beliebten Holztafelung kommen die Tapeten und Wandteppiche in Form von Gobelins oder gewirkten Stoffen auf. Die älteste Art der Tapeten sind die aus Leder, und wurden dieselben aus Italien und Spanien bezogen. 1592 schreibt Magdalene Paumgartner an ihren im Auslande weilenden Gemahl: „Das vergullt leder inn unnsere vettern sommerkammern zu Pisa auch machen lass, soll taeglich faerttig werden.“<sup>13)</sup>

Stofftapeten aus Seide, Sammet und Damast sind in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gleichfalls bekannt, und gibt Bartholomäus Sastrow in seiner Biographie 1548 eine genaue Beschreibung der kostbaren „Gardinen / womit das Gemach umbher behanget war“ in dem Hause des bekannten Antwerpener Geldwucherers Caspar Duitz.

Papiertapeten kommen erst im 17. Jahrhundert auf. Auf die Erfindung derselben machen sowohl die Franzosen als auch die Engländer Anspruch. Erstere schreiben sie einem Scheidenmacher François in Rouen zu, der 1626 auf den glücklichen Einfall gekommen sein soll, die bisher üblichen Stofftapeten durch solche aus starkem Papier zu ersetzen,<sup>14)</sup> letztere behaupten, Jerome Lanyer sei der wirkliche Erfinder und habe König Karl I. ihm am 1. Mai 1634 das Privilegium erteilt, derartige Wandbezüge in England allein herstellen zu dürfen.<sup>15)</sup> Hierbei ist zu bemerken, daß der Künstler als Material zunächst nicht Papier, sondern Leinwand und Seide verwandte.

Wie dem auch sei, soviel steht fest, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Tapetenindustrie in Deutschland sehr wohl bekannt und eifrig geübt war.

Man unterscheidet gegen 1760 von Tapetenarten die folgenden:

1. Bemalte Leinwand, 2. bedruckte Leinwand, 3. brabantische Tapeten, 4. türkische Tapeten, 5. Papiertapeten, 6. Wachseleinwandtapeten, 7. Pequins, 8. Seidenstoffe, 9. Ledertapeten.

<sup>13)</sup> Das Häusliche Leben der Europäischen Kulturvölker von Dr. Alwin Schultz.

<sup>14)</sup> Frauenzimmer-Lexicon. 1773.

<sup>15)</sup> „To all to whom these presents shall come, Greeting. Whereas our trusty and welbelovèd subiect and servant Jerome Lanyer hath informed us, that he, by his endeavours hath found out an art and mystery by affixing of Wooll, Silk and other Materials of divers colours upon Linnen Cloth, Silk, Cotton, Leather and other Substances with Oyl, Size and other Cements, to make them usefull and serviceable for Hangings and other Occasions, wih he calleth Londrindiana, and that the said art is of his own invention not formerly used by any other within this Realm; . . . . . Foedera.“

Beckmann, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, II. Bd. 1788.

Die bemalten Leinwandtapeten sind beliebt in der Zeit von etwa 1680 bis 1760. Schon 1777 bezeichnet sie Sprengel in seinem Werke „Handwerke und Künste“ als unmodern und kaum noch gebräuchlich. Die Herstellung derselben war derart, daß man die einzelnen Leinwandstreifen trocken auf die Wand nagelte, sie dann mit einem Grunde von Leimkleister überzog, der alle Poren des Gewebes füllte, und sodann einen Abschiff mit Bimsstein vornahm. Beabsichtigte man, in Ölfarbe zu malen, so wurde auf den Kleistergrund eine hellgraue Ölfarbe in dicker Lage aufgebracht, worauf nach dem Auftrocknen derselben die Bemalung vor sich gehen konnte.

Beliebt waren namentlich helle Farben, die folgende Zusammensetzung hatten. Hellgrün: Berggrün oder Braunschweiger Grün mit etwas Bleiweiß.

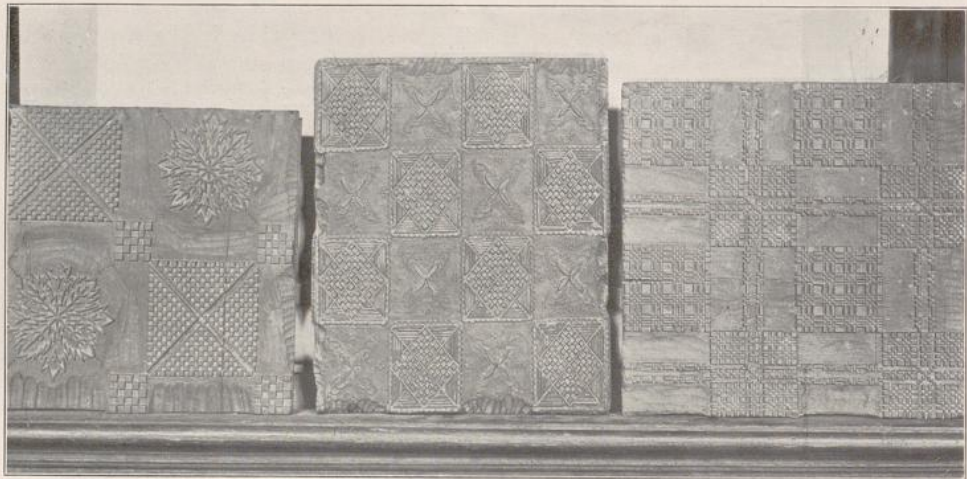


Abb. 128. Holzstempel aus dem Gewerbemuseum der Gr. Centralstelle zu Darmstadt.

Hellgelb: Neapelgelb mit etwas Berggrün.

Hochgelb: Helles Schüttgelb.

Hellgrau: Bleiweiß mit Frankfurter Druckerschwärze oder Lindenkohlen.

Hellblau: Berlinerblau, oder sogenanntes Neublau mit Bleiweiß.

Rosenfarbe oder carmoisin: Florentiner- oder Wienerlack mit Bleiweiß.

Lilas: Florentiner- oder Wienerlack mit Berliner Blau und etwas Bleiweiß.<sup>16)</sup>

Die gedruckten Leinwandtapeten waren in ihrer Herstellung recht einfach. Zur Verwendung kamen gefärbte Stoffe, die vermittels besonderer Stempel (Abbildung 128) mit Lein- oder Ölfarbe in einem einzigen Tone bedruckt und sodann mit einem schützenden Firnisse überzogen wurden. Sie fanden gewöhnlich nur in untergeordneten Räumen Anwendung und waren im Preise recht niedrig.

<sup>16)</sup> Encyclopädie der bürgerlichen Baukunst von C. L. Stieglitz. 1798. Die Tapetenfabriken. 15. Sammlung in Sprengels Handwerke und Künste.



Die Brabanter Tapeten werden unterschieden in Hautelisse- und Basselissetapeten und fallen unter die Kategorie der gewirkten Stoffe. Die Benennung „Brabanter Tapeten“ mag wohl davon kommen, weil seit Jahrhunderten dieser Zweig der Weberei in Brabant üblich war. Weitere Länder, berühmt durch die Vorzüglichkeit der gewirkten Stoffe, waren die Niederlande, ferner England und Frankreich. Die französische Benennung „Hautelisse“ und „Basselisse“ verdankt ihre Entstehung dem technischen Ausdrucke „lisse“, welchen der deutsche Weber mit Aufzug oder Kette eines Gewebes bezeichnet. Die deutschen Benennungen des 18. Jahrhunderts für Hautelisse und Basselisse sind „vertikalkettige und horizontalkettige Tapeten“. Der Gegenstand der Brabanter Tapeten war immer historischer Natur und wurden fast ausnahmslos Gemälde berühmter Maler kopiert. Seltener wurden Portraitzöpfe, wie in Brüssel, oder Landschaften, wie in Oudenarde und Ryssel, in die Stoffe gewirkt.

Gegen 1770 bestanden in Deutschland einige wenige Fabriken, von denen die in Berlin von einem gewissen Carl Vignes gegründete die bedeutendste war. Die Weberräume befanden sich in einem Seitenflügel der Akademie der Wissenschaften und verfügte Vignes über eine große Anzahl von Originalgemälden bedeutender Künstler der damaligen Zeit, die den Webern als Vorbild dienten.

Die türkischen Tapeten sind französischen Ursprungs und wurden im 18. Jahrhundert von der königlich französischen Tapetenfabrik zu Chaillot unter dem Namen Savonnerie in den Handel gebracht. Sie unterscheiden sich von den Hautelisse- und Basselissetapeten insofern, als sie nicht aus der gewöhnlichen Wolle hergestellt wurden, sondern ein besonders feiner Flor, d. h. eine sehr weiche Wolle zur Verwendung kam. Auch waren die Darstellungen meist recht bunter und greller Natur, die Ursache, weshalb sie in Deutschland die Bezeichnung „türkische Tapeten“ führten. Eine Fabrik zur Herstellung der Savonneriegewebe bestand bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts nicht in Deutschland, und mag dies wohl seinen Grund darin gehabt haben, daß dieselben recht teuer und für den gewöhnlichen Sterblichen kaum zu erschwingen waren.

Die Papiertapeten werden unterschieden in aufgedruckte, aufgemalte sowie bestäubte Tapeten. Die erstere Art wurde unmittelbar von der Fabrik aus in einzelnen Bogen, beziehungsweise in Bahnen von etwa sechs Meter Länge geliefert. Das benutzte Papier, Royalpapier genannt, zeichnete sich in der ersten Zeit sowohl durch Stärke wie Güte aus und wurde nie unmittelbar auf die bloße Wand geklebt. Noch gegen 1760 benutzt man als Unterlage eine Art glatte Holztapete aus Weiden, ebenso häufig wurde auch Makulatur benutzt;<sup>17)</sup> seit 1790 kommt diese vielfach in Wegfall, und man begnügt sich damit, die Wand tüchtig mit Leimwasser zu tränken, ehe die Tapete aufgeklebt wird. Die Druckformen bestehen aus hartem Birnbaumholze und ist die Verwendung derselben der in der Kattundruckerei geübten Technik ganz ähnlich. Die aufgemalten Tapeten unterscheiden sich von den bedruckten insofern, als nur die Hauptumrisse der einzelnen Pflanzen- oder Tiergebilde mit der Form aufgedruckt werden und sodann die Ausmalung mit der Hand erfolgt.

Die gestäubten Tapeten werden derart hergestellt, daß die Umrisse und gewisse Einzelheiten der Figuren mittels Formen vorgedruckt, die frei gebliebenen Stellen so-

<sup>17)</sup> Frauenzimmer-Lexicon. 1773.

dann mit einem Leime überzogen und mit fein gehackten und gefärbten Wollflocken bedeckt werden, wodurch die Tapete ein plüschartiges Aussehen erhält. An Stelle der Flockwolle verwendet man auch den von Johann Hautsch (1595—1670) erfundenen Streuglanz, der sich in allen möglichen Farben aus feinen Metallspänen herstellen läßt. Auch silberfarbiger Glimmer, unter dem Namen Katzensilber, sowie unechtes Gold kommen häufig zur Verwendung.

Bekannt und berühmt war im 18. Jahrhundert vor allem die Fabrik des Prinzen Heinrich zu Reinsberg in der Mark durch ihre vorzüglichen, in Qualität und Muster hervorragenden Papiertapeten.

Das Tapezieren der Zimmer geschah in den meisten Fällen nicht wie heutzutage, indem die ganzen Wandflächen ohne Unterbrechung beklebt wurden, sondern man schuf einzelne, durch Türen, Nischen oder Wandspiegel begrenzte Teile, die eine Umrahmung vermittle einer Borde erhielten. Den Bordstreifen gab man bisweilen eine derartige Färbung, daß sie die Licht- und Schattenwirkungen eines Rahmens wiederzugeben versuchten und so gewissermaßen das einzelne Tapetenfeld plastisch faßten. Die Felder reichten immer von dem Lambris beziehungsweise von dem Fußsockel hinauf zu der Decke beziehungsweise an das Voutenprofil und wurde eine symmetrische Anordnung in fast allen Fällen streng gewahrt.

Als Erfinder der Wachstuchtapeten nennt S. Nemeitz in seinem „Séjour de Paris (1728)“ einen Franzosen namens Andran, der um 1710 als Aufseher des Palais de Luxembourg in Paris wirkte und als geschickter Arabeskenmaler in weiten Kreisen beliebt war. In Deutschland war im 18. Jahrhundert unter anderen Städten namentlich Leipzig durch seine zahlreichen Wachstuchfabriken bekannt und berühmt.

Sprenkel äussert sich in seiner „Tapetenfabrik“ folgendermaßen: „Der allgemeine eingeführte Sprachgebrauch nennt eine Leinwand, die unten mit einem Grund von Kleister, ueber diesem aber mit einem Farbengrund auf einer Seite bedeckt ist, Wachstuch oder auch Wachseleinwand, ohnerachtet hiebey wenigstens anjetzt, kein Wachs gebraucht wird, wie doch die Benennung anzudeuten scheint. Man verfertigt theils Wachstuch zum Einpacken, und zum Ueberziehen, z. B. der Kutschen, theils wird auch auf dem Wachstuch gemahlet oder gedruckt, da es dann zur Bekleidung z. B. der Tische, oder auch zu Tapeten gebraucht wird. Die letztern sind nicht nur dauerhaft, sondern auch insofern schätzbar, dass man sie mit einem nassen Tuch abwaschen und reinigen kann.“

Die Wachstapeten werden entweder ein- oder buntfarbig mit geometrischen Figuren oder Blumen bedruckt und gelten im allgemeinen ihres billigen Preises und des schlechten Geruches wegen, der ihnen lange Zeit anhäftet, als unfein, so daß sich dieselben fast ausschließlich in den Räumen der Kleinbürger vorfinden. Bessere Wachstuchtapeten werden mit Scherwolle bestäubt, wodurch sie ein sammetartiges Aussehen erhalten. Seltener wendet man Vergoldung und Versilberung an. Die größte deutsche Wachstapetenfabrik wurde um das Jahr 1750 von den Kaufleuten Sonnin und Bando zu Berlin begründet und befand sich in der Friedrichstraße in der Nähe des hallischen Tores. Eine Filialniederlage war dicht bei der Petrikirche. Bekannt war ferner die Wachstuch- und Pequintapetenfabrik des Isaak Joel in Glieneke bei Potsdam.

Den Wachstuchtapeten sehr ähnlich sind die sogenannten Pequins, die diese Bezeichnung erhalten haben, weil fast ausschließlich grelle bunte Muster, die dem chinesischen Geschmacke entsprechen sollten, zur Verwendung kamen. Die Pequins bestehen aus Glanzleinwand, sind entweder bedruckt oder bemalt, bisweilen auch reich vergoldet. Eine billigere Art wird erzielt, indem geblünte französische Leinwand beziehungsweise schlesisches Schleiertuch grün, rot oder gelb gefärbt, sodann geglättet und mit Saft oder Gummifarben bunt bemalt wird. Der Nachteil dieser billigeren Ware besteht darin, daß sie weniger haltbar ist, auch nicht abgewaschen und nur schwer gereinigt werden kann.

Seiden- und Sammetstoffe finden als Tapeten in bürgerlichen und selbst reichen adeligen Familien infolge ihres ungeheuren Preises kaum Anwendung. Man begnügt sich in den meisten Fällen mit billigeren Nachahmungen. Recht beliebt war um 1760 der sogenannte Moquette, ein sammetartiger Stoff, der aus Ryssel, Dornick, Abbeville in der Picardie und aus Rouen bezogen wurde. Die Breite betrug  $7/16$ , die Länge 11 Ellen Pariser Maß.<sup>18)</sup>

Die „Tapis carrés“ sind eine deutsche Erfindung und bestehen in einem gewürfelten, mit Seide durchschossenen Wollzeug. Ferner waren Tapeten in Verwendung aus Sammet, Atlas, Brocatelle, Damast, mehr oder weniger mit Seide durchwirkt.

Die sogenannten Bergame-tapeten bestehen aus einem ziemlich groben Stoff aus Flockenseide, Wolle, Baumwolle und Hanf, untermischt mit Ochsen-, Kuh- oder Ziegenhaaren. Der Hauptfabrikort war Rouen und Elboeuf.

Die schon erwähnten Ledertapeten sind in ihrer Erfindung sehr alt und wird dieselbe den spanischen Mauren in Cordova zugeschrieben, der Grund, weshalb sie im 12. und 13. Jahrhundert unter dem Namen Corduans in den Handel kamen. Im 16. und 17. Jahrhundert sind namentlich Venedig, Padua, ferner mehrere sizilianische, niederländische, französische und englische Städte berühmt durch ihre vorzüglichen Ledertapeten. Schon gegen 1720 fangen die Ledertapeten an, vollkommen unmodern zu werden, um 1780 besteht in Deutschland keine nennenswerte Fabrik mehr, die sich mit diesem Zweige der Technik abgibt. Die aus Schaf- oder Kalbleder bestehenden Lederstücke wurden versilbert oder vergoldet und mit einem bernsteingelben Lacke überzogen; seltener wurde Malerei oder Bestäuben mit Streuglanz angewandt. Alsdann erfolgte das Einpressen des Musters mit hölzernen Formtafeln (Abbildung 129) worauf von oben her der Grund mit Bunzen gemustert wurde. Die Ledertapeten besaßen zweifelsohne den großen Vorzug der Haltbarkeit, jedoch den Nachteil, daß ihre Anschaffung nicht unerhebliche Unkosten verursachte und ferner ihre etwas düstere Farbe in den lichtfrohen Stil des Rokoko und des Empire nicht passen mochte.

Neben all diesen verschiedenen Tapetenarten hat sich bis auf den heutigen Tag, namentlich in den Häusern der kleinen Leute, die uralte Technik der Schablonenmalerei erhalten, die wenigstens in etwas die nüchternen, kahlen, getünchten Wände verschönern half.

Einen nicht unwesentlichen Bestandteil der Wand bilden die Türen. In der gotischen Zeit sind die Türflügel fast immer recht einfacher Natur. Sie sind in den

<sup>18)</sup> Frauenzimmer-Lexicon. 1773.



Abb. 129. Gewerbemuseum zu Darmstadt.

meisten Fällen sogenannte genagelte Türen, im Gegensatz zu den heute üblichen gestemmen. Gewöhnlich besteht der Türflügel an der Außenfläche aus aneinander gestoßen, bisweilen durch Spundung verbundenen Brettern, während die andere Türseite das eigentliche haltende Gerüst, in Gestalt mehrerer Querleisten durch Streben miteinander versteift, darstellt. Bessere Türen besitzen eine Verdoppelung, d. h. der auf der einen Seite befindlichen lotrechten Bretterlage entspricht auf der andern eine zweite, deren Fugen sich mit denen der ersteren kreuzen. Die Verbindung geschieht durch geschmiedete Eisemägel, oft mit reich gearbeiteten Köpfen versehen, deren Spitze auf der zweiten Verbretterung umgebogen wird. Von Innentüren sind derartige Beispiele kaum noch vorhanden, dagegen finden sich die obigen Konstruktionen noch ziemlich häufig an den Haustüren alter Häuser der Bergstraße. Die verwendeten Bretter haben zuweilen nicht unbeträchtliche Breiten, so besteht der Türflügel an der Turmpforte des Neuhellerhofes zu Ladenburg (Tafel 5) aus zwei mächtigen Bohlen, deren jede nahezu fünfzig Zentimeter breit und etwa drei ein halb Zentimeter dick ist. Im allgemeinen beschränkt man sich, des Werfens des Holzes wegen, auf eine durchschnittliche Breite von etwa zwanzig Zentimeter.

Statt der Verdoppelung, durch die eine Tür unverhältnismäßig schwer wird, zumal sie fast immer aus Eichenholz besteht, verwendet man auch einfachere Konstruktionen — noch jetzt ziemlich häufig in der Bergstraße anzutreffen — wiewohl derartige alte Türen in Wohnräumen kaum mehr in Benutzung, sondern meistens zu Stall- und Küchentüren degradiert sind. Oft vereinigte man die Türfläche entweder durch querüber eingeschobene einfache oder schwalbenschwanzförmig geschnittene Leisten, beziehungsweise man verband die einzelnen Bretter durch eingelassene schwalbenschwanzförmige Klammern oder schließlich durch seitlich eingeschobene Zapfen, deren vorstehendes Ende in ein entsprechendes Loch des anstoßenden Brettes übergriff und daselbst durch einen durchgetriebenen hölzernen Nagel befestigt wurde. Als Leim gibt Furttenbach einen ausführlich beschriebenen Handkitt, ferner einen Öl- und einen Käsekitt an.

Manche gotische Türkonstruktionen haben sich bis in die Renaissance hinübergerettet und sei nur auf die auf Tafel 12 befindliche rechte Eingangstür des alten Gerberhauses hingewiesen. Die Anordnung ist derart, daß der obere und untere Flügel in einer Reihe von Quadraten aufgelöst ist, die durch gekahlte Leisten, welche die Fugen der darunter befindlichen Türbretter decken, gebildet werden. An den Kreuzungsstellen ist der Verschnitt schwalbenschwanzförmig gestaltet (s. Abbildung 130). Die Leisten besitzen nicht allein dekorativen Zweck, sondern sollen auch das unangenehme Ziehen und Werfen der Bretter verhindern. Bisweilen ist die Anordnung dergestalt, daß an Stelle der Quadrate durch schräg gelegte (unter 45°) Leisten Rauten entstehen, welche die ganze Türfläche gleichsam mit einem Muster oder Flechtwerk überziehen.

Im allgemeinen darf man als sicher annehmen, daß die Innentüren der gotischen Zeit recht einfach und schmucklos gewesen sind. Die jetzt noch vielfach erhaltenen, reich ornamentierten, geschnitzten und bemalten Türflügel ent-

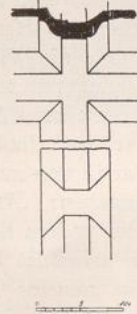


Abb. 130.

stammen zumeist Burgen oder Schloßbauten, sind aber schwerlich in den Räumen einer bürgerlichen Wohnung anzutreffen gewesen.

Die Türeinfassungen sind in der gotischen Zeit meist einfacherer Natur. In dem Laubenhause in der Kirchenstraße zu Ladenburg ist noch jetzt ein spitzbogiger Türrahmen erhalten, dessen einziger Schmuck in einer kleinen Abfassung besteht. Die lichte Weite beträgt nur 65 cm, die Scheitelhöhe nur 1.67 m, Dimensionen, die ein aufrechtes Durchgehen kaum gestatten, zumal die Spitzbogen den oberen Raum noch verengen. Die die Einfassung bildenden Hölzer besitzen den üblichen roten Ockeranstrich.

Ferner kommen in Bergsträßer Bauten des 16. Jahrhunderts vielfach geschwungene, spätgotische Türstürze vor, entweder in der Form des Eselrückens, des Vorhangbogens oder einer Kombination dieser beiden Arten (s. Tafel 4 und 17). Reichere Ausbildungen der Türrahmen waren gleichfalls vorhanden, sind aber zumeist in die Museen von Mannheim, Karlsruhe und Frankfurt gewandert.

Sind die Zwischenmauern der Gebäude massiv, so wird der Türrahmen in Stein künstlerisch ausgebildet, reich profiliert und mit Wappenschildern oder Tierköpfen verziert. Ein charakteristisches Beispiel hierfür gibt die mit A bezeichnete Innentür des Jesuitenhofes zu Ladenburg (Tafel 5). Bemerkenswert sind die spätgotischen Stabverschneidungen des im Jahre 1626 aufgestellten Türrahmens. Die in dem ehemaligen v. Swende'schen Anwesen befindliche mit C bezeichnete Turmtür weist gleichfalls gotische Anklänge auf. Eigenartig sind die neben der Jahreszahl 1612 befindlichen Tierhäupter, die Löwenköpfe vorstellen sollen. Das bekrönende Sims entspricht ganz den etwas schweren Formen der Frührenaissance. In Steinhauerarbeit ausgeführte etwas einfachere Innentüren, die reinen Renaissancegeschmack verraten, sind noch mehrfach in den fast durchweg dem 16. Jahrhundert angehörigen Häusern der Marktstraße zu Heppenheim anzutreffen.

Die für die Renaissance- und Barockperiode so charakteristische Zweifüllungstür läßt sich schon zu Ende des 15. Jahrhunderts feststellen und behauptet ihre unbeschränkte Herrschaft bis etwa 1770, von welchem Zeitpunkt ab sie mehr und mehr durch die Vier- und Sechsfüllungstür verdrängt wird. Als Bereicherung der Umrahmung treten in der Hochrenaissance häufig seitliche kannelierte Pilaster hinzu, die ihren oberen Abschluß in Gestalt eines regelrecht ausgebildeten Gebälkes mit oder ohne darüber befindlicher Schnitzerei erhalten. Die Herstellung derartiger Türumrahmungen war in den meisten Fällen eine rein handwerksmäßige und macht Frönsperger folgende Angaben: „Desgleichen von einem doppeln Thuergericht sauber eingefast / von edlem oder andern holtz sampt vier Columnen und gesimsen / etwan 5. 6. gulden / nachdem die arbeit ist / alles nach gelegenheit.“ Von einfacheren Türen sind die Preise: „Fuer eine gemeine Thuer ungefehrliche 4 Batzen. Item fuer ein schlechte eingefaste thuer von Eichen vnd Tennen oder dergleichen holtzwerck / etwan ein oder anderthalben / auffs hoechst zwen gulden / nach dem die arbeit ist / von einer gemeine Kellerthuer oder getter etwan 4. 6. 8. oder zehen gulden / nach dem das holtz vnd arbeit were / un es lang / hoch / breit / mit fluegel un thuere / rein sauber gegittert oder sonst gemacht / wirt etwan minder oder mehr geben.“

In der Barockzeit erfährt die gewöhnliche Zweifüllungstür häufig eine Bereicherung durch aufgesetzte, profilierte, geometrische Figuren (s. Zimmertür G auf Tafel 13, ferner Tafel 19); seltener kommt Schnitzerei zur Anwendung.

Im Vereine mit dem im 18. Jahrhundert sich geltend machenden Streben nach Weiträumigkeit hält die Flügeltür ihren Einzug im bürgerlichen Wohnhause. Die auf den Tafeln 13 und 14 dargestellten Beispiele sind recht reicher Art und dürfte wohl nur ein wohlhabender Bürger sich den Luxus einer derart ins Detail gehenden Schnitzerei geleistet haben, wie sie das (in größerem Maßstabe herausgezeichnete) Gehänge der

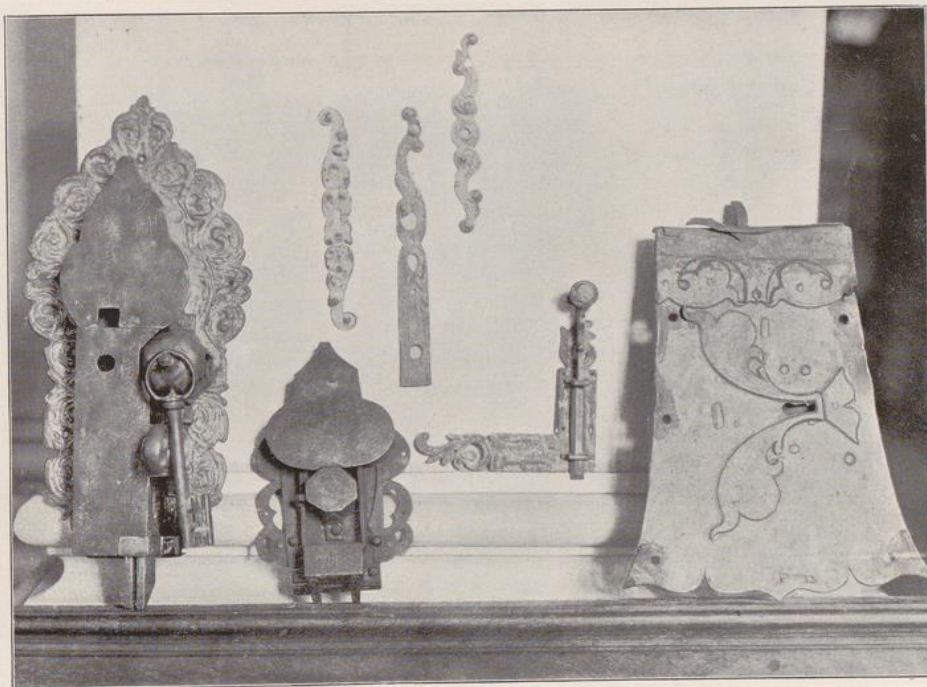


Abb. 130 a. Gewerbemuseum zu Darmstadt.

Flügeltüren aufweist. Intarsienarbeit kommt gleichfalls, wenn auch seltener vor. Unterziehen wir die Beschläge der Zimmertüren einer kurzen Betrachtung, so finden wir, daß dieselben immer mit der Anordnung und Konstruktion des Türflügels Hand in Hand gehen. In der gotischen Periode, die durchgängig glatte Brettertafeln benutzte, sind bogenförmige, reich ausgebildete, die ganze Fläche der Tür überziehende ornamentartige Befestigungsbänder üblich, und verraten dieselben fast immer eine über der handwerklichen Übung stehende Kunst. Im 16. und 17. Jahrhundert tritt insofern eine Änderung in der Konstruktion der Türbänder ein, als dieselben bei der üblich

gewordenen Zweifüllungstür nicht mehr wie bisher ihr reiches Rankenwerk über die Holzfläche entfalten konnten, sondern sich vielmehr auf die immerhin ziemlich breit gehaltenen Rahmen beschränken mußten. Die in der Gotik geübte getriebene Schmiedearbeit kommt in Wegfall, die Bänder werden meistens aus Blech geschnitten, an dem Ende und in der Mitte vielfach durchbrochen und mit eingravierten Blättern, Adern und Köpfen verziert (s. Tafel 14, 15). In der Rokokozeit werden die Schippenbänder immer kleiner und unbedeutender und büßen zu Ende des 18. Jahrhunderts ihre künstlerische Bedeutung vollends ein. Gegen 1740 kommen die Fischbänder auf, die, aus Messing hergestellt, in der ersten Zeit den Türen aufgeschlagen (s. Zimmertür F auf Tafel 13), später, wie noch jetzt üblich, eingelassen wurden.

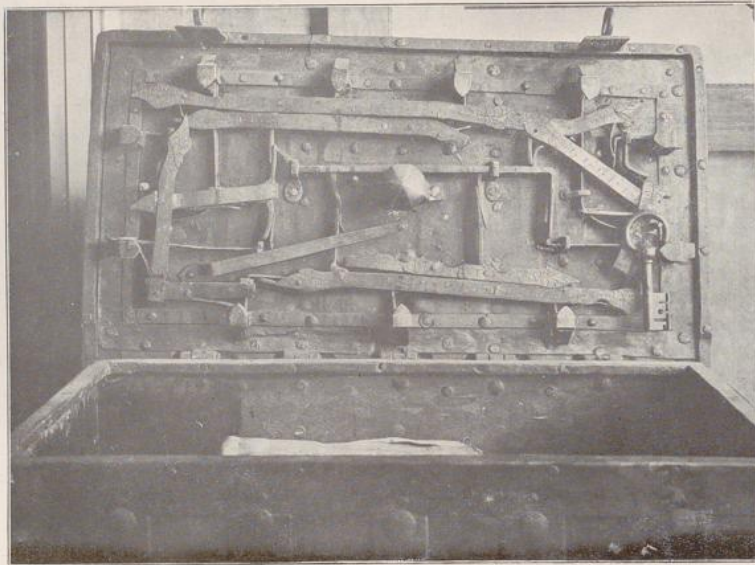


Abb. 131. Im Besitze des Verfassers.

Eine ähnliche Wandlung wie die Türbänder machen die Schlösser in der gotischen, Renaissance- und Barockperiode durch. Die alte Art des Türverschlusses war zweifellos der Riegel, der in den einfachsten Fällen mehr oder weniger kunstreich aus Holz, später aus Eisen, in letzterem Falle mit reich verziertem Blatte hergestellt wurde. Noch jetzt sind, allerdings nur an Haustüren, sogenannte Riegelhölzer anzutreffen, die in der Mauer in einem Loche versetzt waren und des Nachts beziehungsweise bei drohender Gefahr vor die nach innen aufgehende Tür geschoben werden konnten, derart, daß sie mit beiden Enden in das Mauerwerk der Türnische eingriffen. Neben dem Riegel zeigt sich schon früh die Falle, oft in reizvoller Weise ausgebildet.

Das deutsche Riegel- oder Schnappschloß mag wohl zu Beginn des 15. Jahrhunderts allgemeiner in Übung gewesen sein. Auf seine häufig recht komplizierte Kon-



struktions des näheren einzugehen, dürfte hier nicht am Platze sein; es sei nur erwähnt, daß in der Zeit von 1400 bis 1700 drei Hauptarten von Schnappschlössern im Gebrauch waren. Die erste und vielleicht älteste Art bestand darin, daß der Mechanismus nicht frei zutage lag, sondern ganz oder teilweise in das Holzwerk der Tür eingelassen war. Als zweite Art sind die offenen Schnappschlösser anzuführen, die in der ersten Zeit vornehmlich bei Truhen zur Verwendung kamen, späterhin, etwa seit 1500, auch zu Türen vielfach benutzt wurden (Tafel 15 und 24). Die Sucht, alle Flächen mit Ornamenten zu bedecken, führte vielfach zu einer unendlich reichen Ausbildung dieser Art Schlösser.



Abb. 132. Gewerbemuseum zu Darmstadt.

Nicht selten wurden die Konstruktionsteile gleichfalls künstlerisch verwertet, oft eine Unzahl von Hebeln und Riegeln zugesetzt, ohne hiermit eine erheblich größere Sicherheit zu erzielen. Der offene Mechanismus war natürlich dem Eindringen von Schmutz und Staub, sowie der Gefahr des Verrostens stark ausgesetzt und ging man im 15. und 16. Jahrhundert allgemein dazu über, ihn durch einen Kasten aus Blech zu schützen. Diese dritte Art der Schlösser (schon um 1300 bekannt, und zu meist als die älteste angesehen) zeichnet sich durch eine höchst gediegene Arbeit aus. Der ganze Schloßkasten bestand aus einem einzigen großen Blechstücke, woraus

es sich erklärt, daß nie die Seitenwände unter einem rechten, sondern stets unter einem stumpfen Winkel vom Deckel abbiegen (s. Tür A auf Tafel 8). Der anschließende äußere Rand bot ein günstiges Feld zur Anbringung einer reichen Ornamentik. Späterhin weicht man von dieser Anordnung ab und stellt das Schloß aus zwei Teilen her, nämlich aus dem jetzt senkrechten Seitenstück und der oberen Deckplatte, die die seitliche Umrahmung etwas überragt (s. Tafel 3). In den meisten Fällen wurde das Eisen verzinkt, doch wird auch polierter, blau angelaufener Stahl verwandt. Es dürfte von Interesse sein, die Angaben Frönspergers über Art und Preise der Beschläge im 16. Jahrhundert hier in Kürze wiederzugeben. „Item / ein gemeine thuer zu beschlagen vnnnd hencken / mit zweyen langen banden vnd hacken / sampt gemeinem schloss / schild vnd schlüssel / 10. 11. 12. 13. batzen / auch wol ein guelden / nach dem die arbeit ist. Dessgleichen auch ein vngeballirts schwartzs schloss zu einer stuben oder kammer / vnd dergleichen / thuer mit rigel vnnnd fallen band / hacken / buegel / handhabe / schrouffen / grieffschild / schlüssel / schliessklobe / nied vn ander naegel / was den darzu ghoert / auffs hoechst zwen guelden / nach dem es auch arbeit ist / oder etwas hoeher. Gleicher gestalt ein geballirts schloss oder geschmeidt / mit aller zugehoer / an ein thueren / mit geflampten geballirts banden / hacken / handhaben / buegel / schrauffen / schildt / schlüssel / schliesskloben / heckle vnnnd dergleichen / vmb drey oder vierdthalben guelden auffs hoechst. Item ein thuer an beiden seiten auff vnnnd zu gehende / mit einem solchen geballierte schloss oder geschmeidt sampt aller zugehoer / etwan 7. 8. 9 guelden / darvon zu beschlagen vnd hencken wie sich gebuert.

Item was der stuetzen oder stangen von reiner arbeit / als von gewechs vn laubwerk / das sol auch nach billigkeit belohnt werden / aber von einer zimlichen Kellerthuer oder gatteren mit zweien fluegeln / vnd daran zu beschlagen mit starcken banden vnnnd hacken / 4. 5. 6. guelden / minder oder mehr / nach dem die arbeit ist / derhalben gut Kernsch Eisen zu thueren oder fenster vnnnd dergleichen gaettern / flach / rund / vnd gevierdt stangen oder steb / gemacht sol werden / das pfund vmb 5 pfenning / aber fuer Eisen vnnnd macherlohn gibt man noch als viel / biss auff drey kreutzer vmb pfundt / auch wol ein pfund vmb das ander gemacht wirt.

Item ein gemeine gefeilte oder geschnittene schrauffen vngefahrliche eines fingers lang / zu fensterramen vnd anders einzuschrauffen / kosten drey ein batzen / x.“

Etwa von 1700 ab kommen die deutschen Schnapp- und Kastenschlösser aus Stahl mehr und mehr in Mißkredit und zieht man von diesem Zeitpunkte an die aus Frankreich kommenden Kastenschlösser aus Messing allgemein vor, zumal diese in den meisten Fällen den Vorzug größerer Billigkeit besaßen. Massives, gegossenes Messing kommt nur bei feineren Schlössern vor; gewöhnlich begnügt man sich damit, den Eisenkasten mit einem dünnen Messingbleche zu überziehen (s. Bauanschlag). Häufig wird die glatte Messingplatte verziert, indem Wappen und Blumen eingraviert werden, bisweilen setzt man die Deckscheibe aus zwei Stücken zusammen, von denen

das eine dann eine Profilleiste erhält (s. Abbildung 133). Auch Schutzbleche ober- und unterhalb des Schlosses kommen vor. Mit dem etwa um 1770 erfundenen Einsteckschloß kommt das Messingkastenschloß mehr und mehr außer Gebrauch und ist dasselbe um 1810 von ersterem fast völlig verdrängt.

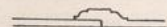


Abb. 133.

Dem Schloßkasten entspricht auf der anderen Seite der Tür das Schlüssel-  
schild, das in den Zeiten der Gotik seinem Namen völlig entsprach, indem es häufig  
die Schild- und Tartschenform nachahmte (Abbildung 134). Die im 14. und 15. Jahr-  
hundert allgemein gebräuchliche Form des Schloßbleches ähnelt einem an den beiden



Abb. 134. Gewerbemuseum zu Darmstadt.

Langseiten schwach ausgeschweiften Vierecke. Das Schlüsseloch ist in der Platte  
eingeschnitten und in der Regel durch aufgesetzte Ornamente aus dünnen Eisen charak-  
terisiert, die einesteils den Zweck haben, als dekorativer Schmuck zu dienen, andern-  
teils im Dunkel dem tastenden Schlüssel den Weg zum Schlüsseloch zu weisen sollen.  
Ähnlich wie das Türschloß macht das Schild den verschiedenen Stilarten entsprechend

Göbel, Süddeutsches Bürgerhaus.

11

seine Wandlung durch, wobei es namentlich in der Barockzeit eine überaus reiche Ausbildung erfährt (s. Tafel 3, 8, 12, 21, 27, 29). Mit dem Aufkommen des Messingkastenschlosses wird das Schlüsselschild selbstverständlich aus dem gleichen Material hergestellt; die Formensprache ist zu Ende des 18. Jahrhunderts zumeist eine recht einfache und schlichte (s. Tafel 15, 18, 19, 28).

Die Türdrücker der Gotik sind fast immer mehr oder weniger schmucklos und bestehen in einem ziemlich dünnen Flach- oder Rundeisen, dessen Ende volutenartig aufgerollt ist. Statt der Schnecke ist bisweilen ein flach oder rund ausgeschmiedetes Endstück vorgesehen. In der formenfrohen Zeit der Renaissance und des Barocks begnügt man sich nicht mehr mit den altüblichen einfachen Formen, sondern sucht dieselben architektonisch reicher zu gestalten. An Stelle der Volute tritt die Muschel (s. Tafel 29), die ein bequemeres Anfassen ermöglicht. Die Dekorationslust geht bisweilen soweit, aus dem Drücker allerhand phantastische, eigenartige Tiergestalten herauszubilden. Mit Vorliebe werden Delphinköpfe (s. Tafel 3), Vogelleiber und ähnliche Gebilde verwendet. In der Mitte des 18. Jahrhunderts tritt die Reaktion ein, man versucht wieder einfachere Formen zu erhalten, Drücker, bei denen man nicht beim Angreifen befürchten muß, sich zu verletzen. So zeigen die Beispiele gegen 1790 noch recht gefällige Formen (s. Tafel 18, 28), und erst der Zeit des späten Empire bleibt es überlassen, durch allzu primitiv durchgearbeitete, bisweilen streng geometrische Linien die künstlerische Bedeutung der Drückerformen abzuschwächen (s. Tafel 15, 19 sowie Abbildung 135), bis um die

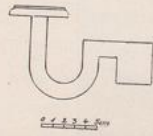


Abb. 135.

Mitte des 19. Jahrhunderts das Gußeisen in der größtmöglichen sinnwidrigen Verwendung den Sieg erringt.

Türklopfer kommen bei Innentüren nicht in Betracht, nur in einigen Fällen die oft aus einem einzigen Stück Eisen gefertigten Zuzieher (s. Tafel 11).

Einfarbigen Ölfarbenanstrich bei Türen finden wir im 15. bis 17. Jahrhundert wohl nur ganz vereinzelt, obschon Bemalung sowohl in der Gotik- und Renaissancezeit beliebt und geübt war. 1669 schreibt eine Württemberger Handwerkerordnung den „Tinchern und Gipsern“ folgende Preise vor: „Von einer Ruthen neu Daefer (Vertäfelung), Thueren und Decken zu leimtrencken und fuerniessen . . . . . 2 fl.“ Dieselbe erwähnt weiterhin: „Die grosse und auch kleinere Fluglaeden / wie auch die Thor / Kellersgatter und Thueren / sollen doch nur auff einer Seitten / nach der Laenge und Breite einmal gemaessen / und von fuenffzehen Schuhen / zu beyden Seiten gruen angestrichen gelohnt werden . . . . . 32 kr. Dergleichen Arbeit von brauner Oelfarb . . . . . 12 kr. Wie auch das eine Theil gruen / das ander braun oder gelb angestrichen . . . . . 22 kr.“

Die verschiedene Behandlung der Türen mag wohl ihren Grund darin haben, daß nicht mehr wie vordem ausschließlich Eichenholz, das keiner Ölfarbe bedurfte, zu den besseren Stuben- und Haustüren verwandt wurde. Die Schönheit der Faserbildung edler Hölzer wußte man noch im 18. Jahrhundert zu schätzen, die Ursache, weshalb Eichen- und Ahorntüren nie überstrichen, sondern nur gebeizt und mit einem Bernsteinlacke überzogen wurden. Tannene Türen erhielten einen hellen, zu den Tapeten gestimmten Ton. Als Farben beliebt waren aschgrau, perlfarben, strohgelb,

bräunlichgelb und weiß. Für letzteren Anstrich, der sich zum Ende des 18. Jahrhunderts allgemeiner Beliebtheit erfreute, bestehen eine größere Anzahl von Rezepten, die bewirken sollen, daß die Farbe späterhin keinen gelblichen Schimmer erhält. Besonders lehrreich in dieser Hinsicht ist „Die wohleingerichtete Kunst- und Werkschule oder Handbuch fuer Kuenstler“ (1784). „Man streiche die Thueren erst mit gewoehnlichem Firniss und Bleyweiss an. Ist dieses ziemlich abgetrocknet, so ueberziehe man

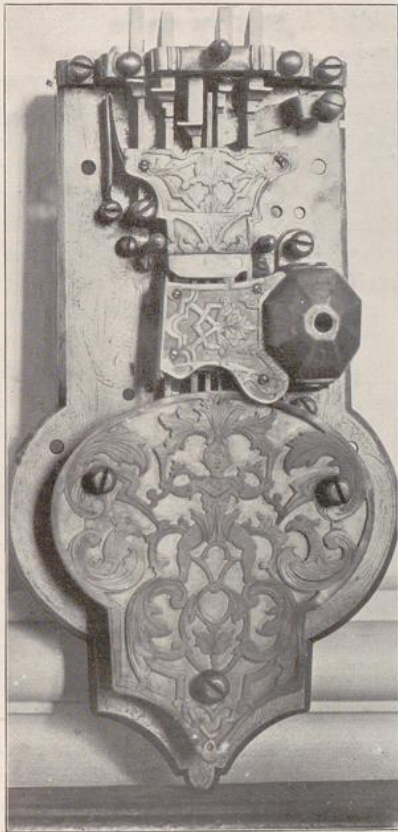


Abb. 136.

Gewerbemuseum zu Darmstadt.

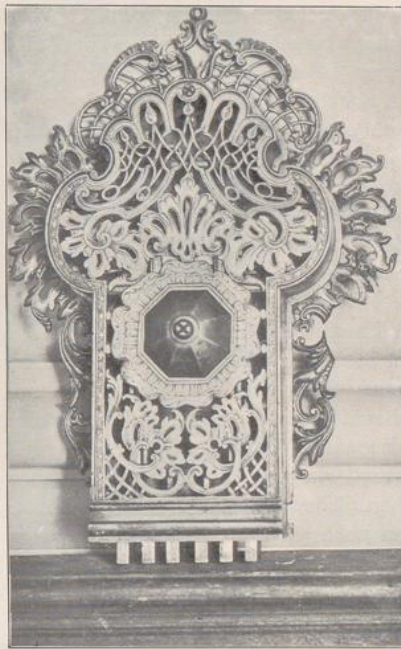


Abb. 137.

alles mit Bleyweiss, welches mit Collophonium und Terpentinoel angemacht ist. Dieser Anstrich behaelt nicht allein seine weisse Farbe vollkommen rein, sondern gibt auch einen starken Glanz, und der Schmutz, der sich darauf setzt, laesst sich leicht abwaschen. Es ist aber bey dem Anstriche die Vorsicht zu gebrauchen, dass man niemahls mehr Farbe annmacht, als man in dem Augenblicke gebraucht, weil sie sehr geschwind unter der Hand trocknet und sich etwas schwer bearbeiten laesst.“ Vielfach ist es auch

üblich, die Zimmertüren in Leimfarbe zu streichen und ihnen sodann eine reiche Vergoldung aufzusetzen.

Einen besonderen Platz in der Gestaltung des Wohnraumes nehmen die im 18. Jahrhundert üblich gewordenen Ofennischen ein, die in zwei Hauptgruppen geschieden werden können, nämlich in Eck- und Wandnischen. Ihre Entstehung mag ursprünglich rein praktischen Gründen entsprungen sein, nämlich dem Bestreben, die vielen Schlote und Vorgelege in den in das Zimmer eingreifenden Nischenbildungen gut unterzubringen und so dem Auge den häßlichen Anblick der schräg ziehenden Schlote zu entziehen. Späterhin wird allerdings in vielen Fällen diese Rücksicht vernachlässigt und die Ofennische allein zu dekorativen Zwecken benutzt. Man unterscheidet drei Hauptteile, nämlich den Fuß der Nische, der bisweilen architektonisch ausgebildet wird und die breite in den Zimmerraum übergreifende Sandsteinplatte enthält, die als Unterlage für die Kachel- oder Windöfen dient, weiterhin das Mittelstück oder den Schaft, zumeist recht einfach behandelt und oben mit einem bekrönenden Gesimse abgeschlossen, sowie schließlich das Kopfstück, je nach der Stellung der Nische in einer Ecke oder an einer Wand verschiedenartig ausgebildet. Ein Beispiel einer, wenn auch einfachen Ecknische findet sich auf Tafel 3. Wandnischen kommen in den Orten der Bergstraße gleichfalls recht häufig vor, sie entbehren jedoch jeder architektonischen Gliederung und bestehen lediglich aus einem in die Wand eingeschnittenen, einem flachen Halbzylinder ähnlichen Raume, der oben mit der üblichen Kappe abgedeckt ist. Als Ersatz sei Abbildung 138 eingefügt, die Penthers „Anleitung zur bürgerlichen Baukunst“ (1744) entnommen ist und ein Bild von der Ausbildung dieser Nischenart gibt.

Weiterhin sei auf den in Stuck überaus reich behandelten Saal in einem jetzt einer Familie L. Kaufmann gehörigen Hause am Markt zu Weinheim hingewiesen. Auf Tafel 14 finden wir in der Mitte der Längswand des Saales eine in diesen stark hervortretende Ofennische, die ihrem Namen insofern nicht entspricht, als eine eigentliche Nischenöffnung nicht vorhanden ist, sondern das Ganze mehr einen kaminartigen Eindruck macht. Der Ofen stand voraussichtlich vor der Breitseite des Nischenvorsprunges und muß ein von der Stube aus heizbarer Windofen gewesen sein, da aus architektonischen Gründen kaum anzunehmen ist, daß ein Einheizschacht vorhanden war. Die außen noch sichtbare Vorgelegetür mag wohl lediglich zur Reinigung für den Schornsteinfeger bestimmt gewesen sein. Der Kamin, wenn wir den Ausdruck gebrauchen dürfen, besitzt reiche, in der zu Ende des 18. Jahrhunderts üblichen Weise ausgebildete Stuckornamente. In der auf Tafel 13 dargestellten Wand eines Raumes im Erdgeschoße erblicken wir auf der rechten Seite einen Eckkamin, dessen in weißer Farbe ausgeführtes Ornament, eine Frauengestalt, die sich an eine Vase lehnt, sich äußerst wirkungsvoll von dem mattblauen Grunde abhebt.

Entsprechend den Ofennischen sind bisweilen sogenannte blinde Nischen, den ersteren täuschend nachgeahmt, angeordnet, die einen geeigneten Platz für die Aufstellung von Vasen, Büsten und Statuen boten.

Eine selbständige und eigenartige Stellung in der Ausbildung des Innenraumes nimmt die Fensterwand ein. Ohne auf die in einer größeren Anzahl architektonischer Schriften behandelte historische Entwicklung der Fensterformen in der romanischen,

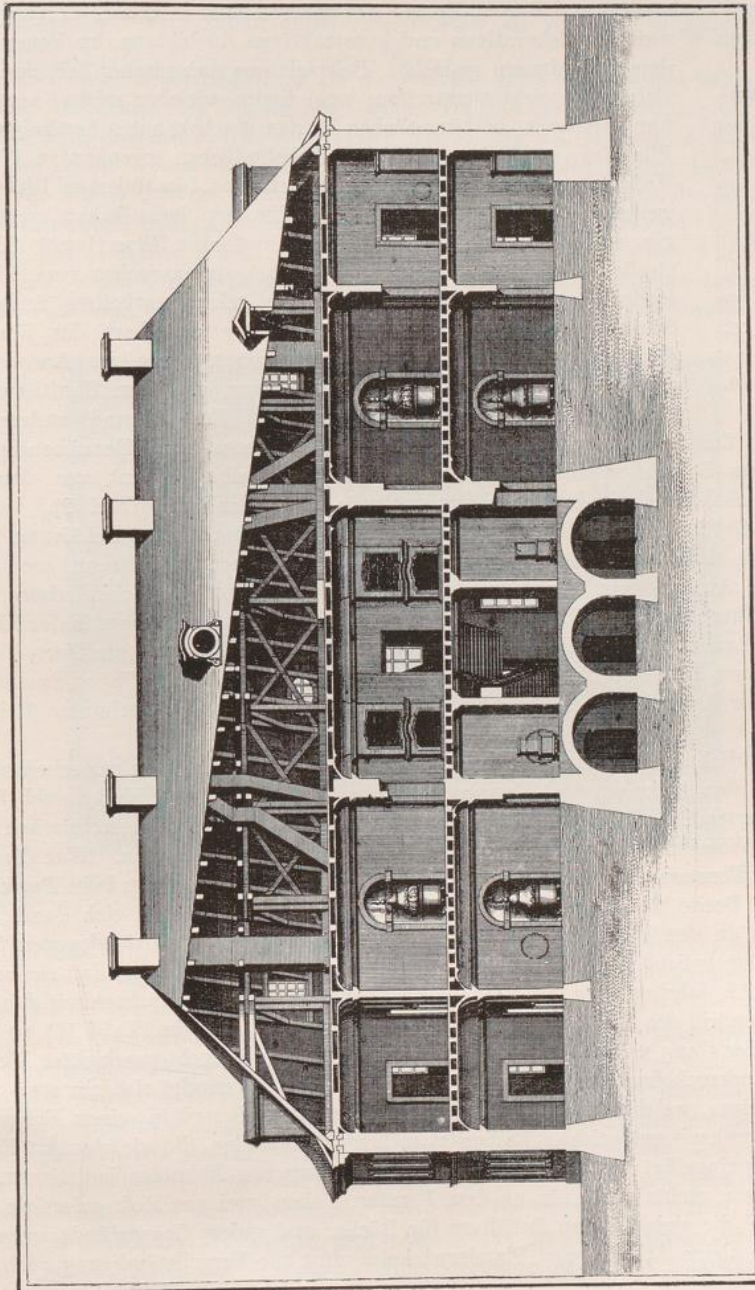


Abb. 138.

gotischen, Renaissance- und Barock-Epoche des näheren einzugehen, sei an dieser Stelle mit wenigen Worten der dekorativen und konstruktiven Ausbildung der Fenster nach dem Rauminnern gedacht. Beispiele aus romanischer Zeit sind in der

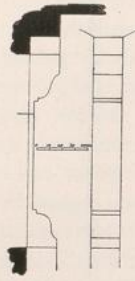


Abb. 139.

Bergstraße nicht anzutreffen; wohl finden wir aber solche, wenn auch nur vereinzelt, in bürgerlichen Bauten der bekannten hessischen Stadt Wimpfen, sowie in dem daselbst befindlichen sogenannten Wormser Hofe, einer alten, etwa um 1200 erbauten bischöflichen Pfalz. Ein weiteres Beispiel, das dem zu Wimpfen befindlichen entspricht, gibt uns Dr. F. Hirsch in seinem „Konstanzer Häuserbuch“ (Hussenstraße Nr. 4). Die Anordnung ist derart, daß zwischen zwei, übrigens modern ausgebildeten Fenstern eine reich bearbeitete romanische Säule aufgestellt ist, die zur Aufnahme der Last des über der Fenstergruppe ruhenden Mauerwerks dient. Ähnliche Anordnungen zeigen die photographischen Abbildungen aus dem Zunfthause zur Katze, dem Hause Rosgartenstraße Nr. 18 und andere, der gotischen Zeit entstammend. Ein noch gut erhaltenes, der Renaissanceperiode angehöriges Beispiel stellt Abbildung 139 dar. Dasselbe stammt aus dem von Handschuchsheimerhofe in der Rheingaustraße zu Ladenburg (Tafel 2). In dem gleichen Gebäude findet sich noch eine recht charakteristische Ecklösung zweier aneinander stoßender Fenstergruppen (Abbildung 140). Ähnliche, wenn auch etwas einfachere Ausbildungen des tragenden Mittelpfeilers weisen die Schinderburg, sowie mehrere Häuser in der Marktstraße zu Heppenheim sowie das Laubenhaus in der Kirchenstraße zu Ladenburg auf. Bisweilen wird der mehr oder weniger reich profilierte Fensterpfosten durch ornamentierte Säulen mit und ohne Sockel ersetzt. Wahre Prachtexemplare dieser Art zeigen mehrere Abbildungen des Konstanzer Häuserbuches (Seite 240 bis 244).

Verliehen die Fensterpfosten und Säulen dem Zimmer einen malerischen Reiz, so war in den gotischen und Renaissancebauten der bürgerlichen Kunst auch für die nötige Bequemlichkeit gesorgt, indem die oft 60 bis 80 cm tiefen Fensternischen in geschickter Weise zur Anordnung von Steinbänken ausgenutzt wurden. War die lichte Weite des Fensters nur gering, so erstreckte sich die etwa 40 bis 50 cm hohe Bank durch die ganze Breite der Nische; bei größeren Gruppen begnügte man sich damit, einen Steinklotz an den beiden Seiten der Leibung aufzustellen, die Mitte dagegen frei zu lassen. Wie beliebt diese Ruheplätze waren, zeigt sich schon daraus, daß sie noch zu Ende des 18. Jahrhunderts mit Vorliebe angewandt wurden. Betrachten wir den Obergeschoßgrundriß des Hauses L. Kaufmann am Markt zu Weinheim (Tafel 13), so finden wir, daß der Gang neben dem Saale nach der Straße zu in recht geschickter Weise zu einem Plaudereckchen ausgebildet ist. Vor dem Fenster befindet sich ein etwa 20 cm hohes Podium, welches noch in die Fensternische eingreift und in seinen Formen der späten Barockzeit entspricht. Es besitzt mehrere Schubladen, die wie eine Art Füllung unauffällig eingefügt sind und die zur Aufbewahrung von Nähutensilien dienen. Auf dem Podium, rechts und links an dem Fenster, stehen zwei aus Holz gefertigte profilierte Sitze, die gleichfalls zu Behältern für Bücher und andere Gegenstände ausgenutzt sind. Der kleine Arbeits- und Plauderwinkel besitzt zur Vervollständigung noch einen



Wandschrank und wird durch einen Glasabschluß (B) von dem übrigen Gange abgetrennt.

Von wesentlicher Bedeutung für die Wirkung eines Innenraumes ist die Art und Weise der Ausbildung des Fensterverschlusses. Obwohl das Glas schon recht früh bekannt ist, wird dasselbe in den bürgerlichen Bauten des 13., 14. und 15. Jahrhunderts infolge des hohen Preises überhaupt nicht oder nur in seltenen Fällen verwendet.

Die älteste Art des Fensterverschlusses ist der Bretterladen, der in besonders dafür hergerichtete Steinfalze eingesetzt und durch dahinter sich befindliche Holzriegel in seiner Lage gehalten wird. Diese konnten entweder, ähnlich den Türhölzern, in Wandlöcher versetzt oder durch besonders konstruierte Steinschlitzte herausgedreht werden. Späterhin suchte man den Bretterladen, der den Raum vollkommen verdun-



Abb. 140.

kelte, dadurch zu verbessern, daß man in denselben ein Stück Pergament oder geöltes Papier einsetzte, auch wohl den oberen Teil des steinernen Fensterrahmens verglaste und die Läden nur auf der unteren Fensterfläche anordnete.

Frühe Nachrichten von Verglasung sind uns zwar überkommen, doch vermag uns kein erhaltenes Beispiel in vornehmen bürgerlichen oder adeligen Wohnungen über die Art und Weise dieser Technik des 13., 14. und 15. Jahrhunderts aufzuklären. Nach Theophilus werden zwei Arten von Scheiben verwandt, nämlich die der heutigen Butzenscheibe entsprechende schibe, auch schive oder schibenglas genannt, sowie die rüte, ein aus Tafelglas geschnittenes und in Blei gefaßtes rhombenförmiges Glasstück. 1362 bestand in Basel schon eine Glaserinnung (wohl nur für kirchliche Arbeiten), etwa zehn Jahre später wurde die Nürnberger gegründet. 1464 gibt der Nürnberger Stadtbau- meister Endres Tucher uns in seinem Baumeisterbuche genaue Aufklärung über die

Pflichten des Stadtglasers, seinen Lohn, den Preis der Scheiben und Ruten, sowie über die Gebäude, die Verglasung erhalten. „So macht oder lest machen ein paumeister alles glasswerck auf dem ratthaus, auf den peden vesten, auch auf allen versperten thürnen und thorn, darauf thurner sein, desgleichen iren frawen herniden, mer auf der Mang, Pleich, den thorwarten vor allen thoren, auf dem tuchhaus, schiessgraben und in der wage, der Peunt, im Marstall, Wessel, im loch, dem lebenszuchtiger stat-hirten und huntschlaher, iedem nach seinem stant.“

1564 macht Frönsperger in seinem „Glaser Handwerck / Belohnung und Ordnung“ bis in die Einzelheiten gehende Angaben über die verschiedenen, damals gebräuchlichen Glassorten, ihre Farbe, Größe und Preise. Er berichtet uns ferner über



Abb. 141.

die Kosten der einfachen, doppelten und gekreuzten tannenen und eichenen Fenster-rahmen, über ihre Konstruktion mit „einfache oder gedoppelten Fältzen“ und dergleichen mehr. 1669 schreibt die „Handwerkerordnung des Hertzogthums Würtemberg“ den Glasern folgende drei Meisterstücke vor: „Auff disem Handwerck seynd drey Meisterstück / die ein jeder so Meister werden will / machen muss. Als Erstlich / ein Scheibenstück mit sechtzig Scheiben. Zum andern / ein Rautenstück / in gleicher Groesse / der neuen Gattung / wie die jetzt bey Unsern Hoff-Gebawen gebraueuchig.

Zum dritten / ein Quartierstück mit acht Scheiben / und zwantzig Viertel Glass / alle drey in einer Groess.

Das darzu gehoerige Bley soll er in seiner rechten Form / Groesse / Breite und Dicke / selbst ziehen / ueberzinen / und fleissig ausbreiten.“ Betrachten wir die im 16.

und 17. Jahrhundert üblichen Sorten der Fenstergläser, so finden wir folgende Hauptarten: 1. Scheibenglas, auch Ochsenaugen genannt, 2. Mondglas oder Bruderkuchen, 3. Rautenglas, 4. Tafelglas, 5. Spiegelglas.

Die Butzenscheiben, Ochsenaugen oder Pfennigscheiben genannt, wurden derart hergestellt, daß der Glasbläser die Pfeife in die dünnflüssige Glasmasse tauchte, sodann schnell dieselbe einmal drehte und zugleich blies und hierauf den scheibenförmigen Glaskörper abbrach. Die Butze zeigt alsdann dünne Enden, ist dagegen nach der Mitte zu dicker. Die rauhe Verbindungsstelle wird Butze oder Nabel genannt. Die Größe des Durchmessers schwankt zwischen  $3\frac{1}{2}$  und  $4\frac{1}{2}$  Zoll (8 bis 11 cm).

Die zweite Art der Fensterscheiben, das Mondglas, hatte die Form großer halbkreisförmiger Scheiben, die durch einen Teilschnitt aus den entsprechenden kreisrunden, besonders groß hergestellten Ochsenaugen erzielt wurden. Der Ausdruck „Bruderkuchen“ rührt vermutlich daher, weil dieselben noch im 16. Jahrhundert in Klöstern und Kirchen, oft bemalt und geätzt, mit Vorliebe verwandt wurden. Der aus dem 17. Jahrhundert stammende Kupferstich (Abbildung 141) stellt uns einen Glasermeister mit seinem Gesellen bei der Arbeit dar. Der betreffende Fensterrahmen ist von recht stattlicher Dimension und, wie eine Art Winterfenster, nach außen zu angeschlagen. Während der Meister beschäftigt ist, anscheinend eine Scheibe einzupassen, kramt der Geselle in dem Kasten, der außer einer Anzahl Tafelscheiben auch mehrere, nicht gerade klein zu nennende Mondgläser aufweist.

Die dritte, bis etwa 1680 allgemein benutzte Glassorte ist das Rautenglas, auch „spitzruten“ genannt. Dasselbe besteht aus kleinen, rhombenartig aus Tafelglas geschnittenen Stückchen, die infolge ihrer gleichmäßigen Dicke ein bei weitem besseres Aussehen und größere Lichtdurchlässigkeit besitzen wie die Ochsenaugen. Man war mit der Bezeichnung „Rauten“ nicht gerade sehr peinlich, sondern faßte auch die kleinen sechs- und achteckigen Scheibchen unter diesem Namen zusammen. Die Länge der Raute beträgt im Durchschnitt 15 bis 17 cm, die Breite 7 bis 8 cm. Die sechs- und achteckigen Gläser besitzen einen Durchmesser von 15 bis 18 cm. Über die Art und Einfügung dieser Scheiben gibt uns das auf Tafel 5 aufgezeichnete, dem Beginne des 17. Jahrhunderts entstammende Fenster des Jesuitenhofes, des alten Sitzes der Herren von Gans, näheren Aufschluß. Die Sechseckscheiben sind in dünnen, glatten Bleistäbchen eingelassen (Karniesblei ist noch nicht verwandt), und haben auf der Außenseite einen Halt durch je zwei vorgelegte dünne Windeisen. Das benutzte Glas ist von einer verhältnismäßig sehr guten Qualität, weist kaum Blasenbildung auf und hat eine schwach meergrüne Färbung. Die Rautenscheiben scheinen sich in gewissen Gegenden, so namentlich in Böhmen und Sachsen, wenn auch nur in ärmeren Wohnungen, ziemlich lange erhalten zu haben und wird diese Tatsache von Krünitz in seiner bekannten ökonomisch technischen Encyclopädie (1780) ausdrücklich erwähnt.

Vielfach wird zu Beginn des 18. Jahrhunderts versucht, die etwas altmodisch gewordene Form der Ochsenaugen und Rauten zu mildern und der der größeren teureren Tafelscheiben ähnlich zu gestalten, indem man sogenannte Zwickel, meist aus Glasabfällen geschnitten, einfügt und so ein Viereck erhält. Immerhin ist diese Methode mehr oder weniger als Flickwerk zu bezeichnen und besaß weiterhin den großen Nach-

teil, daß sie sehr viel Blei verlangte, welches das Zimmer unverhältnismäßig verdunkelte und so den angeblich gewonnenen Vorteil gänzlich aufhob.

1564 erwähnt Frönsperger, daß an Stelle der früher gebräuchlichen „getterlein“, jetzt vielfach „hell waltglass / un dergleichen Cristall oder helle weisse liechtscheibe / in fenster un ramen eingesetzt werden / dardurch ein jeglicher alle ding klar und hell hinaus / aber niemans dardurch hinein gesehen mag werden.“ Eigentümlich ist die Bezeichnung dieser frühen Tafelscheiben mit „waltglas“, doch mag diese wohl daher kommen, weil im 15. und 16. Jahrhundert der bayrische Wald das Hauptproduktionsgebiet der Fensterverglaser gewesen ist. Man scheint nicht überall die hohe Meinung von der Güte und Durchsichtigkeit der Waldscheiben gehabt zu haben, denn

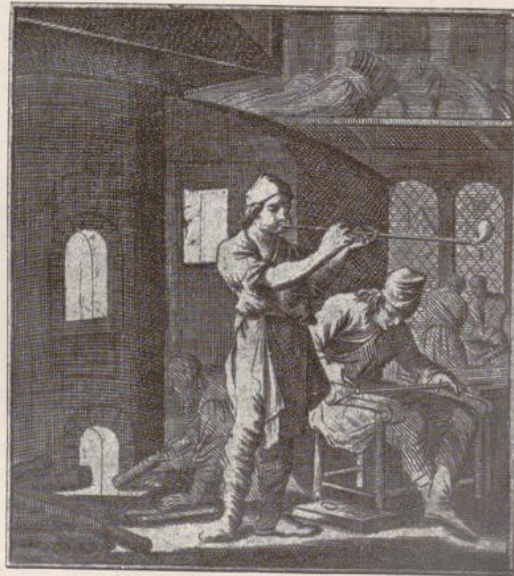


Abb. 142.

gegen Ende des 16. Jahrhunderts verbietet der Rat der Stadt Nürnberg Waldglas zu verwenden, da dasselbe schlecht, voller Blasen und kaum durchsichtig sei.

Die 1560 veröffentlichte Stuttgarter Bauordnung spricht von einer besseren Glassorte, doch scheint dieselbe infolge ihrer Vorzüge sehr teuer gewesen zu sein, da man derartige Scheibchen nur in kleinen Stücken kaufte und sie in das gewöhnliche grüne Glas einsetzte, um so bessere „Kuckerlein“ zu erhalten.

Im 18. und 19. Jahrhundert werden Tafelscheiben allgemeiner gebräuchlich und unterscheidet man gegen 1750 technisch vier Arten. Die beste ist das kostbare Krystall- und Spiegelglas, die nächstfolgende das weisse oder Kreidenglas, weiterhin das gemeine oder klare Glas, sowie schließlich das minderwertige grüne und schwarze Glas, welches letztere seinen Namen wegen der in demselben befindlichen, seine Fär-

bung bewirkenden Verunreinigungen erhalten hat. Die Herstellung des Tafelglases, die der jetzt gebräuchlichen vielfach ähnelt, beschreibt Stieglitz in seiner Encyclopädie folgendermaßen: „Der Glasmacher verwandelt eine grosse Glasblase durch oeffteres Schwingen in einen Cylinder, den er eine Duete nennt, und der vor dem Blaserohr sowohl, als an dem entgegengesetzten Ende, welches der Boden der Duete heisst, gewoelbt ist. Sein Handlanger steckt einen eisernen Haken in das Wasser und beruehrt mit dem nassen Haken die Duete an demjenigen Orte, wo die Woelbung des Bodens anfängt, blos in einem einzigen Punkte. Er schlägt gegen die Mitte des Bodens, und dieser raendelt sich an demjenigen Orte ab, wo der Handlanger die Duete in einem Punkte mit dem nassen Eisen beruehrt hat. Ist nun die Duete in dem Boden offen, so faehrt der Handlanger in die Oeffnung mit einem erwaermtten eisernen Bolzen, welcher ziemlich so dick ist, als die Duete, hinein, und raendet die Duete voellig walzenfoermig. Hierauf bringt man die Duete in den Kuehlofen, worin sie so lange liegen bleibt, bis so viele Dueten verfertigt sind, dass ein Streckofen damit kann angefuellt werden. Findet dieses nun statt, so nimmt der Glasmacher eine Duete nach der andern mit der Zange aus dem Kuehlofen, steckt jede auf eine erhitzte eiserne Stange, walzet die Duete auf der Stange, und sprengt zugleich die Woelbung an dem Orte ab, wo die Pfeife abgebrochen ist, eben so wie bey dem Boden. Hierauf legt er jede Duete auf ein Werkstueck, womit der Heerd des Streckofens gepflastert ist, haelt ein nasses Eisen oben gegen den Rand der Duete, und schlaegt sanft auf die Duete. Hierdurch erhaelt sie einen Riss nach der Laenge, und breitet sich durch ihre eigene Schwere auf dem Werkstuecke zu einer Glastafel aus, welche hernach mit einer duennen eisernen Stange noch etwas gerad geschlagen wird. Die Glastafeln muessen so lange in dem Ofen liegen bleiben, bis der Ofen kalt ist, und sie muessen zugleich mit diesem erkalten.“

Penther erwähnt 1743 in seinem „Bauanschlag“, daß sowohl in- wie ausländisches Tafelglas zu Fensterscheiben verwandt wird. Das beste Glas ist seiner Meinung nach das Venetianische, alsdann folgt an Güte das Französische, sodann das Lohrer-glas, weiterhin das vom Spisser-Wald, das Berlinische und schließlich das Böhmisches. Er bemerkt weiterhin, das Lohrer und Berlinische Glas sei besonders klar und durchsichtig, dagegen bisweilen windschief. Die Tafeln werden in bestimmten Abmessungen und in gewisser Anzahl, Bund genannt, geliefert, und arbeiten die meisten Glashütten nach festgelegten Normen, die Penther genau angibt.

Anzahl der Taffeln in einem Bunde	Breite der Taffel Zoll	Hoehe der Taffel Zoll	Quadratzoll einer Taffel	Quadratzoll aller Taffeln in einem Bunde
1. Classe 4	27	23	621	2484
2. Classe 5	24	21	504	2520
3. Classe 6	22	19 $\frac{1}{2}$	429	2574
4. Classe 7	21	18	378	2646
5. Classe 8	20	16 $\frac{1}{2}$	330	2640
6. Classe 10	18	15	270	2700
7. Classe 12	16	14	224	2688
8. Classe 14	15	13	195	2730
9. Classe 16	14 $\frac{1}{2}$	12	174	2784

Grünes Glas wird kistenweise verkauft und führt daher auch den Namen „Kistenglas“. Eine Kiste besteht aus 120 Tafeln, die in 20 Gebinde oder Schoff von je 6 Tafeln gepackt sind. Jede Tafel ist 20 Zoll hoch und 18 Zoll breit. Nicht unerwähnt mögen die schwach gekrümmten, sogenannten Hohl scheiben bleiben, die im 18. Jahrhundert von vielen mit Vorliebe verwandt wurden. Eigenartig berührt uns die immerwährende Angst der damaligen Zeitgenossen, daß derartige Scheiben als Linse wirken und so leicht das Haus in Brand stecken können, der Grund, weshalb man des öfteren die Scheibenmitte mit Papier bekleisterte. Besonders vorsichtige Leute rechneten sich den Brennpunkt ihrer Scheiben aus und waren eifrig bemüht, keinerlei entzündbare Gegenstände in die Nähe dieser gefährlichen Stelle zu bringen. Krünitz erwähnt in seiner Encyclopädie, daß manche „curiose Personen“ sich öfters eine besondere konvexe, brillenartig geschliffene kleine Scheibe machen lassen, die sie unter die anderen gewöhnlichen Scheiben einsetzen und die ihnen gewissermaßen als Fernrohr dienen soll.

Spiegelglas im heutigen Sinne des Wortes kommt erst zu Ende des 17. Jahrhunderts auf. Als Erfinder der Kunst, Glas zu gießen, gibt Beckmann Abraham Thevart an, der 1688 Spiegelglasplatten von einer Abmessung von 2.00 m auf 1.20 m herstellte. Als wirklicher Erfinder ist jedoch Lucas de Nehou anzusehen, der seine geniale Entdeckung an eine Gesellschaft verkaufte, die unter dem Namen Thevarts in Paris privilegiert wurde. Späterhin wurde diese erste Spiegelglasfabrik nach St. Gobin, einem Schlosse in der Pikardie, verlegt, kam jedoch infolge schlechter Verwaltung derart in Zahlungsschwierigkeiten, daß sie 1702 aufgehoben und durch eine neue Gesellschaft unter Leitung des Antoine d'Agincourt ersetzt werden mußte. Nach anderer Darstellung soll die Kunst des Glasgießens schon um 1590 den Venetianern bekannt gewesen und von ihnen geübt worden sein. In Deutschland kommt die Spiegelglas-Industrie erst ziemlich spät (1852) auf, und zwar sind die ersten Fabriken zu Stolberg bei Aachen und Mannheim Zweiggründungen der französischen Urfirma Thevarts, später des Antoine d'Agincourt.

Ehe wir das Gebiet der Fensterverglasung verlassen, sei noch kurz auf die Kunst der Glasätzung und der Glasmalerei hingewiesen, die eine nicht unbedeutende Rolle in dem Schmucke des Fensters unserer Voreltern spielt.

Bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts kennt man in Deutschland den Glaserdiamanten noch nicht, sondern benutzt lediglich ein scharfes Steinrad, das sowohl zum Zerschneiden der Platten, wie auch zum Einschleifen einfacher Figuren dient. Erst um 1608 gelingt es Caspar Lehmann, mit Hilfe des Diamanten kunstreichere Figuren auf Glasscheiben und Gefäßen zu erzielen. Die Entdeckung erregte ein derartiges Aufsehen, daß der damalige Kaiser Rudolph II. den Erfinder mit reichen Geschenken belohnte, ihm den Titel eines „Kammer-Edelgestein- und Glasschneiders“ sowie das dauernde Privileg verlieh, seine Kunst allein ausüben zu dürfen. Später nahm Lehmann zwei Schüler an, Zacharias Belzer und Georg Schwanhard, von denen der letztere 1652 als Kaiserlicher „Kunstfactor“ in die Dienste des damaligen Reichsoberhauptes, Ferdinand III., trat. Andererseits wird behauptet, daß schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Venetianer die Kunst des Glasschneidens mit Hilfe des Diamanten gekannt haben.<sup>19)</sup>

<sup>19)</sup> Mathesius, Bergpredigten. 1562.

Nicht sehr viel später wie die Kunst des Glasschneidens kommt die des Ätzens auf. Sandrart berichtet in seiner „Teutschen Akademie“, daß 1670 Heinrich Schwanhard, der Sohn des oben erwähnten Georg Schwanhard, durch Zufall auf ein Scheidewasser gekommen sei, welches die wunderbare Eigenschaft gehabt habe, helles Glas matt zu machen. Um so bemerkenswerter ist die Tatsache, als dieselbe in eine Zeit fällt, wo die Entdeckung der Flußsäure (1771 durch Scheele), auf der die ganze Wirkung beruht, noch nicht stattgefunden hatte. Die Zusammensetzung des von Schwanhard benutzten Scheidewassers bleibt lange Jahre hindurch ein streng bewahrtes Geheimnis. Erst 1725 wird ein Brief eines gewissen Joh. Georg Weygand veröffentlicht, der das alte Rezept angibt.<sup>20)</sup>

Mit Vorliebe wird zu Ätzungen das sogenannte böhmische Glas verwandt, das schon im 17. Jahrhundert einen Ruf genießt, der sich weit über die Grenzen des Römischen Reiches deutscher Nation erstreckt. Infolge mißlicher Verhältnisse sinkt gegen 1780 die böhmische Glasindustrie mehr und mehr von ihrer Höhe herab, um erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts wieder aufzublühen.

Die Glasmalerei findet in den Bürgerhäusern wohl kaum vor 1500 Eingang. Erst mit dem Erwachen der Freude an reichem Innenschmuck, an schön geschnitzten Truhen, Tischen, an kunstvollen silbernen Prunkgefäßen, tritt der Wunsch auf, die eintönige Fensterfläche durch bunte Scheiben, wie man sie in der Kirchenmalerei schon längst kannte, zu beleben. Die Sitte wird derart allgemein und beliebt, daß sich ein eigentümlicher Brauch einbürgert, der es jedem einigermaßen angesehenen Bürger gestattet, leicht und kostenlos zu den teuren gemalten Fensterscheiben zu kommen. Es ist dies die sogenannte „Wappenschenkung“, d. h. die Freunde und Anverwandten eines Bürgers sind verpflichtet, demselben bei Erbauung eines neuen Heimes eine oder mehrere gemalte Scheiben zu schenken, eine nicht gerade billig zu nennende Sitte. Der Unfug, auf anderer Leute Kosten derartige „thewrbare fenster“ sich zu verschaffen, wird bisweilen, wie in Braunschweig, obrigkeitlich untersagt, dauert aber immerhin fort.

Die Darstellungen der Glasmalerei sind in den meisten Fällen Wappenschilder mit mehr oder weniger reichem Helmschmuck und heraldischem Beiwerk. Neu ist im 16. Jahrhundert der eigenartige Untergrund der gemalten Scheibe, die „Damaszierung“. Dieselbe wird derart hergestellt, daß man die Glasfläche dünn mit Schwarzlot belegt und aus diesem Anstrich ein feines Rankenwerk herausradiert, bisweilen die Ranken auch unmittelbar auf die unlasierte Scheibe aufmalt. Zu Beginn des 16. Jahr-

<sup>20)</sup> 1725. Januar: „Invention von einem scharfen Aetzwasser, womit man ins Glas allerhand beliebige Figuren radiren und corrodiren kan. Wenn der Spiritus nitri per destillationen bereits in den Recipienten herunter gegangen, so treibt man ihn zuletzt mit starkem Feuer, und giesset ihn wohl dephlegmirt (weil er das ordinaire Glas angreift) in eine Waldenburgische Flasche; nachgehends schuettet man einen pulverisirten Boehmischen gruenen Smaragd (sonst Hespheorus genant, welcher pulverisirt in der Waerme gruen leuchtet) darein, setzt es wieder 24 Stunden in warmen Sand; inzwischen nimt man ein mit einer Lauge von allem Fett sauber und rein gemachtes Glas, und verwahret, oder fasset dasselbe rings um des Glases Rand mit Wachs sauber ein, dass die Zarge oder Bort ungefaehr eines Fingers hoch sey; nachgehends giesset man das obige scharfe Aetzwasser also darauf, dass dasselbe fein gleich allenthalben bedeckt sey, laasset es darauf je laenger je besser stehn, so greifet es dann das Glas an, und bleibt das mit Schwefel und Vernis gezeichnete erhaben und anaglyphisch stehen.“

hundreds kennt man schon eine neue Tönung des Schwarzlotes in das Braune, Rötliche, Gelbliche, seltener in das Grünliche. Neu kommt neben den bisher gebräuchlichen Malfarben, dem Schwarzlot und dem Silbergelb, das Eisenrot auf; später gelingt es, die verschiedensten Tönungen herzustellen. Besonders gut eignet sich zum Schmucke des Bürgerhauses die im 17. Jahrhundert geübte Kabinettmalerei, oft von einer außerordentlichen Zartheit und Feinheit. Die Form dieser Miniaturbildchen ist in den meisten Fällen eine ovale und werden dieselben medaillonartig in die übrigen klaren Scheiben eingefügt.

Neben den Glasfenstern kommen bis in das 18. Jahrhundert hinein die alten Leinwand-, Papier-, Pergament- und Hornfenster vor. Krünitz erwähnt des öfteren, daß diese Art Fenster auch in besseren Wohnungen benutzt wird, allerdings nur zur Sommerszeit, während der man die Glasfenster entfernt und durch erstere ersetzt. „Zur Sommerszeit, bedient man sich,“ fährt er fort, „anstatt der Glastafeln oder Scheiben, gestrickter, oder geflochtener, oder mit Bildhauerarbeit ausgeschnittener Gitter, und anderer dergleichen Arten.“ Die Herstellung der Leinwandfenster geschah folgendermaßen: Man suchte sich gutes, dünnes Leinen aus, befeuchtete dasselbe etwas und spannte es hierauf mit kleinen Stiften auf den Rahmen. War es getrocknet, so wurde eine geschmolzene Masse, die aus zwei Pfund venetianischem Terpentin,  $\frac{5}{4}$  Pfund weißem Wachs und  $\frac{1}{4}$  Pfund Schaftalg bestand, vorsichtig aufgetragen. Hierdurch verlor die Leinwand ihre bisherige Undurchsichtigkeit und wurde in ihrer Wirkung den Glasscheiben ähnlich. Wollte man eine besonders schöne Wirkung erzielen, so malte man kleine Butzenscheibchen auf die Leinwand.

Papierscheiben wurden auf verschiedene Art und Weise hergestellt. Zur Verwendung kamen immer ungeleimte Bogen, beziehungsweise das im 16. und 17. Jahrhundert so beliebte holländische Postpapier. Die älteste Art, Papier durchsichtig zu machen, ist die folgende: Man kocht Pergamentschnitzel, etwa Abfälle von Bucheinbänden oder Teile von Manuskripten in Wasser tüchtig ein, und zwar so lang, bis das Ganze zu einer klebrigen Leimmasse zusammenschmilzt. Hierauf wird die noch vorhandene Flüssigkeit durch ein feines Tuch gegossen und sodann zum Bestreichen des Papierees benutzt. Um den durchscheinenden Glanz zu verstärken, überstreicht man das Fenster nachträglich mit weißem Terpentinöl oder man verwendet Sandarachfirnis, der mit Leim-, Hanf- oder Mohnöl angemacht ist.

Späterhin benutzt man eine geschmolzene Masse von sechs Teilen Terpentin und zwei Teilen Mastix, die mit einem weichen Pinsel vorsichtig auf den ausgespannten Bogen aufgetragen wird. Seidlitz empfiehlt eine dritte, vielfach gebräuchliche Art; sie besteht darin, daß man Postpapier über eine schwache Kohlenglut hält, es sodann mit weißem Wachs überstreicht und in den Fensterrahmen spannt.

Will man Pergament zu Fenstern gebrauchen, so benutzt man nur solches aus Schaf- oder Ziegenfellen, ohne Zutat von Kalk bereitet. Man schabt es dünn und steckt es in eine Lösung, die aus einem Gemisch von Leimwasser (aus Gummiarabikum) und dem Eiweiß von zwölf frischen Eiern und Honig besteht, und zwar so lange, bis das Pergament vollkommen durchweicht ist. Hierauf wird es in den Rahmen gespannt, die üblichen Scheiben aufgemalt und sodann mit einem guten Firnisse versehen.



Neben den obigen Fensterarten kommen noch solche aus Marienglas, Blase und Horn vor, jedoch nur ganz vereinzelt und zu sehr kleinen Scheibchen.

War bisher die Rede von dem Füllmaterial des Fensters gewesen, so sei nun, wenn auch nur in Hauptlinien, die Entwicklung der Ausbildung des Fensterrahmens besprochen. Im einfachsten Falle bestand der Fensterflügel aus vier Hölzern, die mittels Zapfen und Holznägel an den Ecken zusammengefügt waren und ursprünglich unmittelbar in den Steinfalz der Gewände schlugen. Die Holzstärken waren zumeist recht gering und betragen etwa 2.5 bis 4 cm, die Breite maß in den meisten Fällen 3.5 bis 6 cm (Tafel 5). Der Verschuß der Fensterrahmen in den Steinfalzen war zweifellos ein recht undichter, und kommt man im Anfang des 15. Jahrhunderts auf den Gedanken, hölzerne Blindrahmen und Fensterkreuze einzuführen. Immerhin bleibt die Konstruktion, die keine oder nur geringe Sicherheit gegen das Durchschlagen des Regens bietet (s. Tafel 5 und 21), noch sehr primitiv. Ganz unverständlich ist die Anordnung des Blindrahmens in dem auf Tafel 5 dargestellten Beispiele aus dem Jesuitenhofe zu Ladenburg. Die nach außen zu befindliche kleine Erhöhung soll wohl als eine Art Falz wirken, gegen den Wind schützen und ein Herausgleiten der Flügel verhüten, bewirkt jedoch nur, daß das Wasser umso sicherer in die Zimmer geleitet wird, eine Tatsache, die noch heutigen Tages von den Bewohnern bestätigt werden kann. Besser ist schon die Konstruktion des aus 1730 stammenden Fensters am Rodensteinerhof (Tafel 21), indem die Falze wenigstens innerhalb der Holzstärke gelegt sind.

Ein Wasserschenkel ist noch nicht vorhanden, trotzdem derselbe schon um 1600 erfunden und verwertet worden sein soll. Weder Frönsperger (1564) noch Furttenbach (1628), noch die Württembergische Glaserordnung (1669) kennen und erwähnen denselben. Erst die architektonischen Werke des 18. Jahrhunderts verbreiten sich eingehend über dieses wichtige Konstruktionsglied.

Profilierung besitzen die Fenster auch in reichen, vornehmen Häusern nur in seltenen Fällen. Gewöhnlich begnügt man sich mit der beiderseitigen kleinen Abschrägung des Flügelholzes und legt bei der Ausschmückung der Fenster mehr Gewicht auf schöne und kunstreiche Beschläge.

Die Einfügung der bleigefaßten Scheiben in den Rahmen erfolgt durch eine Mittelnut, „Glasnuth“ genannt,  $\frac{1}{2}$  bis 1 cm tief. Da das benutzte Glas zumeist von geringer Güte war und eine mehr oder weniger ungleiche Stärke besaß, so wurde die Nut in vielen Fällen nicht an allen Stellen genau ausgefüllt, sondern es entstanden kleine Zwischenräume, die dem Wasser ein rasches Eindringen ermöglichten. Um diesem Übelstande abzuwehren, wandte man die sogenannte „Verschilfung“ an, d. h. man spaltete eine gewisse Rohart in dünne Streifen, die man vor dem Einlegen der Scheiben in die Nut drückte. Viel half das Mittel auch nicht, denn mit der Zeit faulte das Schilf und trug so nur zu einem noch schnelleren Verderben des Rahmholzes bei. Andere wieder verschmierten die Fugen mit Käsekitt, bewirkten aber hierdurch, infolge der großen Härte dieses Mörtels, eine derart scharfe Einspannung der Scheibe, daß dieselbe bei Witterungswechsel infolge Ausdehnung zersprang. Der größten Beliebtheit erfreute sich eine Zeitlang nachstehende von den oec. Nachr. der patriot. Gesellschaft in Schlesien 1774 veröffentlichte Methode. Dieselbe bestand darin, daß Sendenmark



Abb. 143. Portal des Ministeriums, Darmstadt.

in die Nut gelegt, hierauf mit Käsekitt verstrichen und die Scheibe in die noch frische Masse eingepreßt wurde.

Neben der althergebrachten Mittelnut wird zu Beginn des 18. Jahrhunderts die jetzt noch angewandte sogenannte offene Nut üblich, vermag aber die erstere nicht vor etwa 1790 aus dem Gebrauche zu verdrängen. Es mag dies daran gelegen haben, daß die offene Nut einen weitaus besseren Kitt verlangte als den bis dahin üblichen, wenn die Scheiben, nur durch kleine Eisenstifte befestigt, halten und dicht schließen sollten. Das Leipziger Intelligenzblatt empfiehlt 1763 den nachstehenden sogenannten „Pariser Fensterkütt“ als den besten. „Der Pariser Fensterkütt wird auf folgende Art gemacht. Man läßt 7 Pfund Leinöl und 4 Unzen feingeriebener Umbra stark unter einander kochen, thut, wenn es noch heiss ist, 2 Unzen gelb Wachs darunter, läßt sodann alles wieder wärmen und knetet  $5\frac{1}{2}$  Pfund fein geriebene weisse Kreide und 11 Pfund Bleyweiss darunter.“ Andere wieder empfehlen, man solle auf 1 Quart Leinöl ungefähr 1 Loth Silberglätte nehmen, davon einen Firnis kochen und in diesen  $1\frac{1}{2}$  Pfund fein zerteiltes Bleiweiß und ebenso viel fein zerstoßene Kreide mischen, alles gut durchkneten und abkühlen lassen. Krünitz behauptet, dieser Kitt sei derart vorzüglich, daß man mit demselben Fenster verglasen könne ohne Hilfe von Blei und Sprossenteilung. „Es müssen aber die Fensterrahmen mit keinen Nuthen ausgefahren, sondern an der auswendigen Seite auf den halben Spund  $\frac{1}{2}$  Zoll hoch abgestossen werden, sodass die Scheiben nur auf einer Seite am Holze liegen, an der andern Seite aber mit eisernen Stiften befestiget werden, doch so, dass sie nachgeben können, wenn das Holz sich ziehet. Die obere Scheibe wird auf die untere allemal  $\frac{1}{2}$  Zoll übergelegt, alsdann wird der Kütt fingersdick auf beyde Seiten der Fugen, wie auch da, wo die Scheiben an den hölzernen Rahmen aufliegen, aufgetragen und abgeglättet.“

Ehe wir die Beschlagteile der Fenster besprechen, sei noch auf eine kleine recht praktische Erfindung des 18. Jahrhunderts hingewiesen, die den Zweck hatte, eingedrungenes Wasser von der Fensterbank abzuleiten. Die primitivste Einrichtung dieser Art, die man jetzt noch öfters in alten Häusern antrifft, war derart, daß die in das Fensterbrett eingestochene, etwa 1 cm breite und halb so tiefe Rille nach der Fenstermitte zu ein wenn auch nur sehr schwaches Gefälle besaß. Hier befand sich ein Loch in dem Holze, welches in eine in dem Lambris eingelassene und herausnehmbare Blechschublade mündete und in dieselbe das überschüssige Wasser ableitete. Von Zeit zu Zeit wurde die Schublade herausgenommen und entleert. Eine andere, etwas kompliziertere Einrichtung war derart, daß das Ableitungsloch nicht in einen Kasten mündete, sondern daß ein kleines Kupferröhrchen an dasselbe angeschlossen war, welches in stetigem Gefälle durch die Mauer ging und nach außen zu mündete. Der einzige Nachteil besteht hierbei darin, daß an stürmischen Tagen der Wind recht ungemütlich durch die kleine Röhre heult und Zug im Zimmer verursacht. Findige Leute helfen sich dann einfach, indem sie die Röhre zeitweilig zustöpseln. Bisweilen ordnet man deshalb die Ausmündung der Röhre vor dem Mauerwerk nach oben zu an und gibt dem Wasser durch kleine eingebohrte Löcher den nötigen Abfluß.

Betrachten wir die Fensterverschlüsse, so finden wir bis in das 18. Jahrhundert hinein nur die gebogenen und geschweiften Winkelhaken, die Vorreiber oder Winkel, sowie die Fensterriegel im Gebrauche. Erstere (s. Tafel 5, 12, 21) besitzen zumeist eine

kunstreiche, schön geschmiedete Form. Frühe Beispiele des 14. und 15. Jahrhunderts sind in deutschen Bauten kaum erhalten, dagegen gibt uns Viollet-le-Duc in seinem Dictionaire de l'architecture française mehrfach Zeichnungen alter Beschlagteile. Ob dieselben für die damaligen deutschen Verhältnisse maßgebend sind, läßt sich wohl vermuten, mit völliger Sicherheit jedoch nicht feststellen. Die Vorreiber sind weiter nichts wie kleine, ein- oder zweiarmige Hebel, die sich um eine an ihrem Ende oder in der Mitte befindliche Achse drehen. Sie ähneln in der Renaissanceperiode vielfach aufgerollten Schnecken, sind auch bisweilen künstlerisch verziert. Große Fenster besitzen zum Schutze gegen den Winddruck noch Riegel, die oben und unten an dem Fensterrahmen angebracht sind, entweder unmittelbar in das Steinwerk gehen, beziehungsweise in eine auf dem Blindrahmen aufgeschraubte Öse eingreifen. Einflügelige Fenster haben auch wohl in der Mitte einen Riegel, eine Konstruktion, die nach Viollet-le-Duc schon bei französischen Bauten des 14. Jahrhunderts vorkommt. Um die gleiche Zeit wird auf dem Schlosse Chastellux bei Carré-le-Tombes schon eine Art Espagnoletteverschluß verwandt. Das System bleibt in Frankreich die nächsten Jahrhunderte hindurch üblich und fängt in der Mitte des 18. Jahrhunderts an, auch in Deutschland allgemeiner bekannt zu werden.

Ferner sei noch ein kleiner, jedoch nicht unwesentlicher Beschlagteil des deutschen Fensters erwähnt, nämlich der Aufzieher, ein auf einem oft kunstvoll geschmiedeten Bleche sitzender Knopf, der als Handhabe zum Öffnen und Schließen des Fensters dient.

Die heute gebräuchlichen Fischbänder kommen um 1750 auf und werden, aus Eisen oder Messing hergestellt, den Fensterrahmen aufgelegt. Ihre Form ist zumeist eine glatte, schmucklose, in Gestalt eines an den Ecken abgerundeten Viereckes.

Haben wir bisher der Fensterausbildung, insbesondere ihrer Konstruktion, in Kürze gedacht, so sei nun auf die Mittel und Wege hingewiesen, die zum Schutze des Fensters und somit des zugehörigen Raumes dienen.

Dieselben zerfallen in zwei Hauptgruppen, in die Vergitterungen und in die Läden. Über erstere zu sprechen, dürfte hier nicht am Platze sein, sind dieselben doch in einer Reihe ausgezeichnete Werke in eingehender Weise behandelt.

Abgesehen von den zugleich als primitives Fenster dienenden Bretterrahmen sind die Läden seit dem 15. Jahrhundert als nach außen schlagend, an den Steingewänden angebracht. Sie ähneln in ihrer Konstruktion den in der gotischen Periode gebräuchlichen Zimmertüren. Eine Verdoppelung kommt seltener vor, wohl aber werden die einzelnen Bohlen durch schwalbenschwanzförmig zugeschnittene, eingeschobene Leisten gehalten (s. Tafel 10). Auch Schwalbenschwanzdübel zur Verbindung sind üblich und beliebt. Dieses einfache Konstruktionsprinzip behauptet sich durch alle folgenden Jahrhunderte, mehr oder weniger dem zeitweilig herrschenden Stile angepaßt. So malt die Renaissance ihnen die Stadtfarben schachbrettartig auf, oder benutzt den heraldischen Adler als dekoratives Muster, schneidet auch wohl ein Herz oder eine andere einfache Figur aus dem Laden aus. Die Barockzeit und das Rokoko suchen durch aufgesetzte Leisten in den frohen Linien der damaligen Kunst eine erfreuliche Wirkung zu erzielen. Noch jetzt sind derartige Läden in Lorsch und anderen Orten der Bergstraße des öfteren anzutreffen. Der Anstrich des Untergrundes ist gewöhnlich

weiß, die gebogenen und geschwungenen Leisten sind dagegen teils grün, teils vergoldet. Zu Ende des 18. Jahrhunderts schneidet man auch wohl aus dem Oberteile des Ladens ein größeres Viereck beziehungsweise Oval heraus und belebt das so entstandene Loch wieder durch weißgestrichene Sprossenteilung. Füllungsläden kommen schon im 17. Jahrhundert auf, finden aber zunächst nur spärliche Verwendung.

Bisweilen legt sich der Laden, namentlich bei älteren Konstruktionen, ohne Steinfalz an die Fensterfläche an; im allgemeinen wird jedoch im 16. und 17. Jahrhundert regelmäßig darauf gesehen, die zur Haltbarkeit des Ladens nötige Ausfaltung anzubringen. Auch verfertigt man im 18. Jahrhundert nicht selten zum Schutze gegen Verfaulen das obere und untere Rahmstück aus Eichenholz, läßt dagegen die übrigen Konstruktionsteile in Tannenholz.

Größere Fenster erhalten entweder einen gebrochenen, durch Scharniere zusammengehängten Laden, beziehungsweise es wird auf beiden Seiten je ein entsprechend dimensionierter Flügel angeordnet, derart, daß dieselben beim Schließen die Fensteröffnung vollkommen bedecken. Im 18. Jahrhundert versucht man die Konstruktionen zusammenlegbarer Läden durch allerhand Kniffe zu erweitern und zu verbessern. So besteht gegen 1770 eine „Sammlung nützlicher Maschinen und Instrumente“, die eine ganze Anzahl derartiger Läden, deutsche und französische Erfindungen, ausführlich behandelt.

Eine besondere Stellung nehmen die schon früher beschriebenen, durch Seilzüge zu bewegendem Läden ein. Sie befinden sich in den meisten Fällen an „Kaufmannsgewölben“ und verrichten gleichzeitig den Dienst als Zahl- und Auslagetisch, wie auch nach beendetem Tagewerke als Schutz des Kaufladens.

Bei Wohnhausfenstern kommen, wenn auch seltener, gleichfalls um eine *Horizontale* nach oben drehbare Fensterläden im 15. und 16. Jahrhundert vor. Ihre Befestigung geschieht durch zwischengesteckte Hölzer.

Hinsichtlich des Ladenanstriches gilt folgende Regel: Derselbe soll so beschaffen sein, daß die geöffneten Läden möglichst unauffällig aussehen, die geschlossenen dagegen sich von der sie umgebenden Wandfläche abheben. Man wählt deshalb für die eine Seite einen hellen unauffälligen, für die andere dagegen einen dunklen Anstrich. Im 16. und 17. Jahrhundert scheint die hellgrüne, rote und gelbe Farbe sehr beliebt gewesen zu sein, wenigstens weisen die damaligen „Tinch- und Gips-Ordnungen“ in ihren Preistarifen fast nur diese Farben auf, die auch bisweilen entsprechend den Fensterrahmen verliehen wurden. Mit Vorliebe strich man die Läden buntfarbig an, d. h. man machte sie auf der einen (offenen) Seite grün, auf der anderen braun oder gelb. Es lag in dieser Methode neben dem oben angeführten Grunde sowohl die Freude an der Buntfarbigkeit, als auch die Absicht, eine Ersparnis zu erzielen. Die beliebte grüne Farbe, die fast ein Jahrhundert lang gewissermaßen als Modefarbe galt, wollte man nicht gerne missen, da sie aber etwa dreimal soviel kostete (Preis um 1650: 15 Schuh Ladenfläche beiderseitig zu streichen 30 bis 32 kr.), wie die braune oder gelbe (15 Schuh beiderseitiger Anstrich 10 bis 12 kr.), so schloß man einen Kompromiß und ließ die bevorzugte offene Seite grün, die andere, weniger oft sichtbare dagegen gelb anpinseln. Weiße Farbe wird im 16. und 17. Jahrhundert noch nicht benutzt.

Eine besondere Art von auswendigen Fensterläden sind die Jalousieläden, wahrscheinlich eine französische Erfindung, die im 17. Jahrhundert sich in Deutschland Bürgerrecht erwarb. Krünitz behauptet, sie seien von den Arabern erdacht, die sie sowohl zum Schutze gegen die Mittagsglut benutzten, als auch, um ihre Haremsdamen den zudringlichen Blicken Vorübergehender zu entziehen. Ein Reisender, namens de la Roque, der seine Erlebnisse in einem Buche „Voyage de l'Arabie heureuse“ veröffentlichte, habe den betreffenden arabischen Ausdruck mit „Jalousie“, d. h. Eifersuchtsladen, übersetzt.

Die Anordnung ist die folgende: In einen mit Haspen oder Bändern an dem Fenstergewände befestigten Rahmen sind kleine Brettchen eingespannt, die in Größe und Anordnung ganz den noch jetzt üblichen Jalousiebrettern entsprechen. An beiden Enden derselben befindet sich je ein kleiner eiserner Zapfen, der in einem entsprechenden Loche des Rahmholzes sich dreht. Man kann also jedes einzelne Brettchen ganz nach Belieben verstellen. Um sämtliche auf einmal hin- und herschieben zu können, sitzt an dem Rahmen eine, mit einem Handgriffe versehene dünne, vertikal schiebbare Eisenstange, die eine der Brettanzahl entsprechende Menge besonders geformter kleiner Dorne hat. Drückt man den Griff nach oben, so heben die Dorne die kleinen Bretter und schließen so die Jalousiefläche ab. Entsprechend erfolgt das Öffnen der Jalousiebretter. Die Konstruktion stammt etwa aus dem Jahre 1760 und ist späterhin durch allerhand kleine sinnreiche Einrichtungen vervollkommen worden.

War bisher die Rede von außen befindlichen Läden, so seien nun auch die Innenläden mit einigen Worten gestreift. Abgesehen von den großen schweren Bretterläden, die zum Schutze gegen schlechte Witterung und Einbrecher gegen den Fensteranschlag gestellt und durch eine dahinter befindliche Holzstange fest angepreßt wurden, kommen im 18. Jahrhundert Innenläden vor, die eine gefälligere Form aufweisen. Sie sind derart konstruiert, daß sie in mehrere mit Scharnieren zusammengehängte Teile zerlegt sind, die in zusammengeklapptem Zustande genau aufeinander passen und sich in die mit Holz verkleidete Fensterlaibung derart einfügen, daß sie gewissermaßen als Füllung erscheinen. Gewöhnlich sind sowohl rechts wie links von dem Fenster solche, den halben Flügel bedeckende Läden in der Laibungsfläche unauffällig untergebracht und mit weiß gestrichenen Haken und Ösen in ihrer Stellung festgehalten. Besonders gute Beispiele dieser Art weist das Obergeschoß des Hauses L. Kaufmann am Markt zu Weinheim auf.

Als Schutz gegen Hitze werden im 17. Jahrhundert die sogenannten Fensterparasols oder Marquisen allgemein üblich, die an Eisenstangen beweglich, an der Außenseite der Fenster angebracht waren und zumeist aus rotem Leinen bestanden. Doch kamen auch schachbrettartig, rot und weiß, beziehungsweise blau und weiß, sowie gelb und weiß gemusterte Marquisen vor. Aufgedruckte Zeichnungen, in dem damals so beliebten chinesischen Geschmacke, waren seltener.

Ferner seien die in alter Zeit üblichen Fensterdekorationen in einigen Worten berührt. Fenstervorhänge im heutigen Sinne des Wortes kennt das Mittelalter und die Zeit der Renaissance noch nicht. Wohl benutzt man Teppiche, die man vor Fenster und Türöffnungen hängt, doch dienen diese weniger als Dekoration, als vielmehr zum Schutze gegen Kälte und schlechte Witterung; sie wurden bei eingetretenem besseren

Wetter wieder entfernt. Erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts kommen von Frankreich her die reichen, in Drap d'Argent und Drap d'Or gefertigten Prunkvorhänge auf, die, an Holz- oder Metallstangen befestigt, einen malerischen Schmuck des Raumes bildeten. Immerhin konnten sich nur die Reichsten und Vornehmsten eine derart kostbare Dekorationsweise erlauben. Um 1680 wird durch Verwendung von billigeren Stoffen, zumeist bedrucktem Kattun, es auch dem weniger Bemittelten möglich, sich den Luxus eines Fenstervorhanges zu leisten. Im 18. Jahrhundert unterscheidet man Aufziehvorhänge, Hängegardinen und Fensterrollen. Erstere Art ist die gewöhnlichste und entspricht in ihrer Anordnung völlig den jetzt gebräuchlichen Zuggardinen. Der Unterschied lag lediglich in dem verwandten Stoffe, der entweder in feiner weißer Leinwand, seltener in dem weißen schlesischen Schleiertuche bestand. Bedruckte oder bunte Vorhänge kommen nur in gewöhnlichen Häusern vor. Die Hängegardinen, aus Seide oder

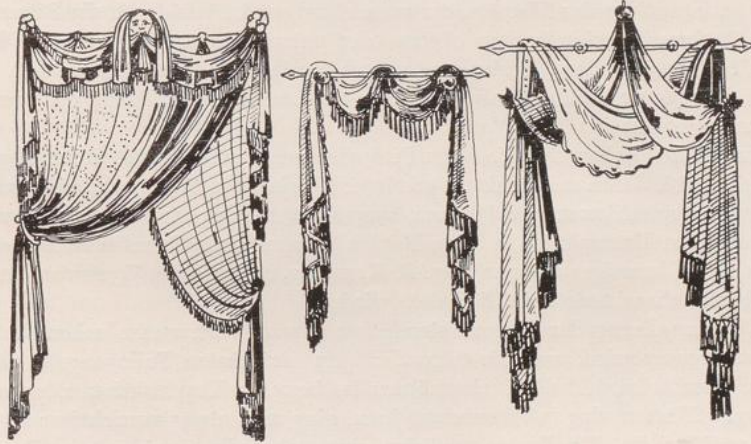


Abb. 144.

Abb. 145.

Abb. 146.

einem anderen feinen Stoffe hergestellt, werden auf Stangen malerisch drapiert und durch vergoldete Holzpfeile, Löwenköpfe oder Ringe in ihrer Lage gehalten. Es sei hier auf die Abbildungen 144—146 verwiesen, die den Handzeichnungen eines im 18. Jahrhundert wirkenden Architekten, namens Schwender, entnommen sind und in ihrer Anordnung einen durchaus harmonischen und schönen Eindruck gewähren. Die Fensterrollen entsprechen unseren Rouleaux und bestehen aus einem billigeren Stoffe, der oben auf eine hölzerne Stange genagelt, unten durch einen Eisenstab beschwert ist. Das Geschäft des Aufziehens wird ermöglicht durch eine Darmseile ohne Ende, die oben über eine an der Stange befindliche Rolle, unten über die gleiche am Fensterfutter befestigte Vorrichtung läuft. Eine besondere Art von Vorhängen sind die sogenannten Springjalousien, die aus einem Blechrohre bestehen, in dem der Stoff durch einen, einer Uhrfeder ähnlichen starken Eisendraht auslösbar aufgerollt liegt.

Zum Schlusse seien noch die Fensterkissen oder Polster erwähnt, die eine jede Familie besitzen mußte, wenn sie einigermaßen auf feinen Ton hielt. Sie haben eine Seegras- oder Daunenfällung und sind zumeist mit einem Gobelinstoff überzogen, der in Farbe und Muster entweder den Tapeten oder Möbelbezügen angepaßt ist. Zum Schutze gegen Beschmutzen gab man ihnen eine Art Mappe aus dünnem und starkem Papier.

### 3. Deckenausbildung.

1790 äußert sich Schmidt, der Verfasser des bekannten architektonischen Werkes „Der bürgerliche Baumeister“ über die Anordnung der Decken folgendermaßen: „Sowohl durch eigene Erfahrung als aus Büchern habe ich bemerkt, dass man an vielen Orten die bey uns gewöhnliche Art der gewundenen Decken noch nicht genau kennt, sondern den Fussboden nur unmittelbar auf die Balken nagelt, und die Balken höchstens unten mit Bretern bekleidet. Beydes sind sehr unvollkommene Decken und Fussböden, denn der geringste Tropfen Wassers, der verschüttet wird, läuft durch die Ritzen in das unterste Stockwerk, jedes in dem oberen oder untern Zimmer gesprochene Wort ist hörbar, die Bewegung der Meublen und das Gehen der Menschen verursachen ein unangenehmes Gepolter, und niemals wird man durch eine solche Decke die Ofenwärme genug zusammenhalten können.“

In der Tat haben sich die alten Felderdecken, bisweilen auch Bühnen genannt, bis tief in das 18. Jahrhundert hinein erhalten; sie sind um 1750 noch, wenn auch nur in kleineren, abgeschlossenen Städtchen ausgeführt worden und noch heutzutage in recht zahlreichen Exemplaren in alten Bauten anzutreffen. Einzelne Städte sind besonders reich an derartigen Bühnen, so z. B. Konstanz, und gibt das Werk von Dr. Hirsch mehrere recht charakteristische Beispiele wieder.

Die Anordnung der Fugenleistendecken, deren Vorkommen schon im frühen Mittelalter bezeugt wird, war die folgende: Im einfachsten Falle nagelte man den Fußboden unmittelbar auf die Deckenhölzer; bei besseren Konstruktionen, zumal wenn Estrich- oder Plattenbelag in Anwendung kam, ging man etwas vorsichtiger zu Werke, indem man über den Blindboden zunächst eine mehr oder weniger hohe Sand- oder Erdschicht anbrachte, diese gehörig feststampfte, sodann den Estrich aufbrachte beziehungsweise die Fliesen einsetzte. Die Unterseite der Balken wurde mit genagelten Brettern derart bedeckt, daß die ganze Decke eine glatte, ununterbrochene Fläche bildete. Alsdann erfolgte die Anordnung der die Fugen deckenden Leisten, die in den ersten Zeiten ununterbrochen parallel den Deckenbalken durch den ganzen Raum hindurchliefen. Einen geeigneten Abschluß erhielten die oft reich profilierten Leisten durch die an den Schmalseiten der Decke befindlichen Friesbretter, bisweilen maßwerkartig zugeschnitten und geschnitzt. Sind Unterzüge in dem Zimmer vorhanden, so wird jeder auf den beiden Seiten des Unterzuges liegende Deckenteil vollkommen selbständig behandelt, d. h. er erhält je zwei abschließende Friesbretter. Weitere Erläuterungen oder Beispiele an dieser Stelle zu geben, dürfte bei dem häufigen Vorkommen der Felderdecken und der großen Anzahl der schon veröffentlichten Beispiele überflüssig sein. Es sei nur verwiesen auf die Werke von Ortwein, von Essenwein, Mohrmann, Hirsch und Pauckert. Bemerkenswert mag noch werden, daß häufig an Stelle der profilierten Leisten



solche aus vierkantigem oder abgefaßtem Holze verwandt werden, die alsdann einen künstlerischen Schmuck durch Malerei, entweder in dem zierlichen Rankenwerk der Gotik oder in schablonierten Mustern der Frührenaissance, erhielten. Eigentümlich ist die Tatsache, daß noch bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts in kleineren Städten der Geist der Renaissance, insbesondere bei der Balkenmalerei, seine Herrschaft behauptet, wenngleich die Formen mehr oder weniger ein oft herzlich langweiliges Schema, man kann sagen eine Verknöcherung, zeigen.

Liebte man es im 15. Jahrhundert, die Leisten durch die ganze Raamtiefe glatt durchlaufen zu lassen, so bringt der im 16. Jahrhundert in unserem Vaterlande erwachte Geist der Renaissance andere, frohe Formen mit sich. Man begnügte sich nicht mehr mit den ewig gleichförmigen Vierecken, man bildete Sechsecke, Achtecke, Kreise, Quadrate und andere geometrische Figuren. Die Tafelbretter wurden, den einzelnen Feldern entsprechend, zusammengefügt und durch Nuten mit den Leisten verbunden. Selbst vor Räumen, die in ihrer Grundrißausbildung zur Anlage einer vertäfelten Decke denkbar ungünstig waren, schreckten die unternehmenden „Kistler“ nicht zurück.

Ein charakteristisches Beispiel für diesen Fall zeigt uns die auf Tafel 4 befindliche Decke in dem Schneider'schen Hause zu Ladenburg. Der Raum ist fünfeckig, und zwar derart, daß keine der Seiten einander gleich ist. Maßgebend für den ausführenden Schreiner waren weiterhin die beiden in die Stube einschneidenden Unterzüge. In Anbetracht dieser recht ungünstigen Verhältnisse muß man die Ausbildung der Decke als eine durchaus gute und gelungene bezeichnen. An Stelle der früher mit großer Vorliebe verwandten Ziernägel sind zierliche Deckenscheibchen getreten, die, reich profiliert und ehemals vergoldet, einen Hauptschmuck der Decke bilden. Leisten und Füllbretter sind aus Tannenholz gefertigt, das in seiner Naturfarbe stehen gelassen und nur gebeizt wurde; die aus Eichenholz hergestellten Intarsien, die Sterne, kleine Blätter und Blüten darstellen, heben sich vorzüglich von dem hellen Untergrunde ab. Leider ist gegenwärtig die Wirkung der alten Decke sehr beeinträchtigt, indem ein findiger Anstreichermeister dieselbe mit Ölfarbe dick beschmierte, sowie die einzelnen Felder mit den üblichen Schnörkeln und Kringeln übermalte. Vergleichen wir die Decke mit der älteren gotischen Fugenleistendecke, so finden wir als großen Unterschied, daß sowohl die Flächenausbildung wie die Gliederung der Leisten eine ganz andere geworden ist. In der freien Art der Felderanordnung, die sich nicht mehr ängstlich an ein gewisses Schema klammert, erblicken wir zweifelsohne den Einfluß Italiens, der Heimat der Kassettendecke. Obschon von der gotischen Fugenleistendecke zu der Freifelderdecke kein allzu großer Schritt ist, dürfen wir doch kaum annehmen, daß sich die Renaissancedecke lediglich aus Formen und Anordnungen der gotischen Periode entwickelt hat. Es spricht weiterhin der Umstand dagegen, daß durchgängig die architektonischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts die Freifelder- beziehungsweise die Kassettendecke als eine ganz neue von Italien her übernommene Errungenschaft bezeichnen. Entsprechend wird die ehemals einfache, abgefaßte Fugenleiste zu einem reichen Dekorationsglied mit Karnies, Plättchen und Rundstab. Auch die Unterzüge erhalten ihre entsprechende, oft außerordentlich zierlich ausgebildete Gliederung. Im 16. Jahrhundert scheint die Freifelderdecke sich schon großer Beliebtheit erfreut zu haben,

wenigstens zeugt der damals übliche, nicht teuer zu nennende Preis für diese Tatsache. Frönsperger gibt 1564 an: „Item von einer gevierdten decken über sich von Maser / flader oder anderm edlen holtz / es sey in gevierdte runde rauten fuenff 6. 7. oder acht eck / oder ein stern gleich formiert / fuer ein jedes solchs stueck gemeinlichen ein guelden / es moecht also gemacht oder arbeit sein / es kostet minder oder mehr / auch die eckfriesen vnnd ortgesimbs nach dem solche breit lang / oder gross / von mancherley holtz / etwan 8. 9. 10. 11. 12. batzen / nach dem es auch arbeit ist.“

Weiterhin sei noch einer besonderen Art der Deckenausbildung gedacht, nämlich der Stülpdecke, die, wenn auch selten, vorkommt und dergestalt konstruiert ist, daß die Leisten durch breite, profilierte Bretter ersetzt sind, die entsprechend mit ebenso breiten Bohlen als Füllungen überdeckt werden. Hirsch erwähnt in seinem Konstanzer Häuserbuch Bretterdecken, bei denen die einzelnen Bohlen strahlenförmig nach der Mitte zusammenlaufen. Es werden hierbei gleichfalls die Fugen nicht durch Leisten, sondern dergestalt überdeckt, daß immer abwechselnd ein Brett als Füllungs- und das nächste gleich breite als Deckbrett verwendet wird. In der Mitte laufen sich die Bretter an einem Herzstücke tot, aus dem ein Stern oder eine Rosette ausgestochen ist.

Etwas später wie die vorgenannten Deckenarten entstehen die offenen Balkendecken. Wir finden dieselben in ihrer frühesten primitiven Anwendung noch jetzt vielfach in alten Balkenkellern. In besseren Stuben erhalten die Balken eine Fase beziehungsweise eine mehr oder weniger reiche Profilierung.

Ehe wir jedoch auf die architektonische Ausbildung eingehen, seien zuvor die verschiedenen Konstruktionen dieser Deckengattung des näheren angegeben. Das Häuschen in der Kirchenstraße zu Ladenburg weist deren zwei auf. In dem nach der Straße zu gelegenen Raume des Erdgeschosses befindet sich eine alte Holzdecke, die folgendermaßen ausgebildet ist: Die Deckenbalken besitzen durchgängig eine Breite von 30 bis 35 cm, dagegen nur die mäßige Höhe von etwa 18 bis 25 cm und passen ersichtlich je zwei Balken genau aufeinander, so daß es den Anschein hat, als seien dieselben aus einem mächtigen Baumstamme geschnitten. Der Zwischenraum zwischen den unbehobelten, schalkantigen Deckenbalken ist wechselnd und beträgt durchschnittlich 25 bis 35 cm. Er ist durch starke in Balkenfalze eingeschobene Bohlen ausgefüllt, deren Fugen mit Lehm gedichtet und mit einer kräftigen Schicht Strohlehm überdeckt sind. Der dann folgende Bretterboden ist den Deckenbalken aufgenagelt. Das gegenwärtig in der Renovation befindliche Haus ermöglichte eine genaue Untersuchung und zeigte es sich, daß die Anordnung durchgängig gewahrt war. Bei der Überdeckung eines zweiten Raumes war allerdings stellenweise der Strohlehm durch eine starke Sandschicht ersetzt.

Vollkommen verschieden ist die Ausbildung der Decken im ersten Obergeschoß. Wohl sind auch hier die rot angestrichenen, unbehobelten und bisweilen schalkantigen Deckenbalken sichtbar, doch hat man von einer Ausfüllung der Zwischenfelder durch Bohlen abgesehen. Es ist das noch im 15. Jahrhundert wenig bekannte System des halben Windelbodens zur Anwendung gekommen. Dasselbe besteht darin, daß in die Balkenfalze sogenannte Wellerhölzer, d. h. mit Strohlehm umwickelte Stückstecken eingeschoben und mit einer Schicht von Lehm oder Sand überdeckt werden. Nach unten ist eine Fläche geschaffen, vermittels eines Lehmglatzstriches, auf dem der Putz

sitzt. In diesem besonderen Falle hat man den Zwischenfeldern durch aufgesetzte Malereien einen gewissen Schmuck verliehen. Letztere bestehen der Hauptsache nach (Tafel 30) aus Rankenwerk, das in seiner immerwährend wechselnden Form auf den Beschauer einen frischen, flotten Eindruck macht, wenngleich die Auffassung des damaligen Künstlers bisweilen eine etwas naive ist. Die Deckenbalken sind, wie schon vorher erwähnt, durchaus roh gelassen. Demgegenüber kommen, wenn auch sehr selten, in der Bergstraße profilierte Deckenbalken vor, zumeist der Renaissanceperiode angehörig. Charakteristisch hierbei ist, daß regelmäßig die Balken an den Enden mit ihrer ganzen Fläche auflagern und das Profil kurz vorher in irgend einer Weise abgeschlossen beziehungsweise in die Grundform des vierkantigen Holzes übergeführt ist. Bisweilen benutzt man zu den Deckenbalken Hölzer von sehr geringen Dimensionen. Der Fall tritt namentlich dann ein, wenn die Decke als sogenannte Zwischenbühne ausgebildet, d. h. etwa 30 bis 90 cm unter der eigentlichen tragenden Balkenkonstruktion als Scheindecke aufgehängt ist. Die Zwischenbühnen lassen sich schon zu Ende des 15. Jahrhunderts feststellen und verdanken ihre Entstehung jedenfalls dem Bestreben, den Rauminhalt der Stube möglichst zu verkleinern, um sie leichter heizen zu können. Die Balken sind nur etwa 10 bis 14 cm breit, dagegen 20 bis 25 cm hoch und besitzen in der Regel beiderseitig eine starke Ausfaltung, um die Füllungsbretter einschieben zu können. Bisweilen ist die Anordnung der Bühne nicht eine horizontale, sondern die Balken und Zwischenbohlen sind tonnenartig, mehr oder weniger stark gekrümmt und durch einen oder zwei gleichfalls gebogene Unterzüge gestützt.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts dringt in Deutschland von Frankreich und Italien her eine neue Art der Deckenbildung ein, die Stuckdecke.<sup>21)</sup> Der Deutsche, von jeher gewohnt, die Errungenschaften des Auslandes als besonders wünschens- und nachahmenswert zu betrachten, übernimmt mit Eifer diese auf den ersten Blick blendende Dekorationsweise. In der Tat sind die frühen, zumeist von französischen Stuckateuren ausgeführten Decken von einer unvergleichlichen Feinheit. Die noch in Heidelberg in einigen Bauten erhaltenen Beispiele weisen eine überaus elegante, bisweilen etwas kokette Linienführung auf. Die ganze Fläche der Decke ist gleichsam übersponnen von einem Netze von Figuren, die in geschmackvoller Weise mit Arabesken und Rankenwerk umgeben und in den die Umgrenzung bildenden Linienzug verwebt sind. Einige Beispiele bilden gleichsam einen reich ornamentierten Rahmen, der ein in der feiner und doch so überaus belebten Technik des 18. Jahrhunderts ausgeführtes Gemälde, zumeist eine Allegorie oder eine Landschaft in sich faßt.

Gewöhnliche Sterbliche können sich den Luxus derart reich verzierter Decken kaum leisten, sie begnügen sich mit mehr oder weniger einfachen geometrischen Figuren, die durch Profile begrenzt sind. Wir finden solche Bildungen noch jetzt sehr häufig

<sup>21)</sup> Es sei allerdings nicht unerwähnt gelassen, daß vereinzelt Fälle vorkommen, die Stuckarbeiten schon im 16. Jahrhundert bezeugen, doch mögen schwerlich deutsche Künstler hierbei gewirkt haben, und handelt es sich vielfach um Aufträge von seiten des Landesherrn beziehungsweise hoher und reicher adeliger Familien an italienische oder französische Stuckateure. Die auf Tafel 1 dargestellte Decke in der ehemaligen bischöflich wormsischen Residenz zu Ladenburg mag als ein derartiges frühes Beispiel gelten. Die Linienführung läßt jedoch auf einen deutschen Meister schließen.

und sei auf die Tafeln 3, 10, 19, 21, 24 und 27 verwiesen. Immerhin wirken diese einfacheren Stuckdecken recht gut und besitzen den großen Vorzug einer längeren Haltbarkeit, während die fein modellierte französische Linienführung durch mehrmaliges Weißen vollkommen ihre Schönheit und den eigenartigen Charakter der Darstellung einbüßt. Bezeichnend für die Stuckdecken ist die stets vorhandene Hohlkehle, oben und unten durch Profileisten eingefast. Die Ausladung des unteren Profiles ist zumeist recht beträchtlich und wird bisweilen größer wie die Profilhöhe. Die Abmessung der Hohlkehle ist wechselnd und richtet sich im allgemeinen nach der Stubenhöhe. Cancrin gibt als Faustregel an, die Hohlkehle soviel Zoll hoch zu machen, wie die Höhe des Zimmers in Fuß beträgt. Es würde also einem drei Meter hohen Raume eine Hohlkehle von 25 cm entsprechen (1 Fuß = 12 Zoll = 30 cm). Die Breite der Deckenprofile ist gleichfalls wechselnd; im allgemeinen schwankt das äußere umrahmende Profil zwischen 6 und 12 cm; die inneren Profile sind zumeist stärker und betragen etwa 10 bis 25 cm; das Mittelstück hat wieder eine schwächere Umrahmung, die häufig der äußeren entspricht. Bemerkenswert ist die Ausbildung der Unterzüge, die nie scharfkantig gelassen, sondern stets in Form einer beiderseitigen Hohlkehle in die Decke übergeführt werden. Jedes der durch den Unterzug getrennten Felder wird selbständig und bisweilen völlig verschieden behandelt.

Neben und gleichzeitig mit der Profilierung finden wir fast ebenso häufig eine Deckenausbildung in Gestalt von einfachen Medaillons, die in den vier Ecken und in der Mitte der Decke angebracht sind und zumeist die vier Jahreszeiten symbolisch durch Gestalten beziehungsweise durch Attribute wie Ähre, Eiszapfen u. s. w. darstellen. Die Arbeit dieser kleinen Stuckteile ist häufig recht minderwertig und scheinen dieselben fabrikmäßig hergestellt und vertrieben worden zu sein, ähnlich wie die um 1780 so beliebten Medaillonköpfe. Rosetten kommen schon gegen 1750 auf, sie ähneln teilweise den noch heute gebräuchlichen, von denen man nicht gerade sagen kann, daß sie einen künstlerisch befriedigenden Eindruck hinterlassen. Immerhin zeigt die auf Tafel 13 dargestellte Rosette aus dem Hause Kaufmann zu Weinheim eine feine und gut durchgebildete Lösung und kann mit der noch vorhandenen matten und zarten Farbgebung nicht als unschön bezeichnet werden.

Figurenreiche Ausbildung der Decke kommt, wenn auch weniger häufig, noch im Beginne des 19. Jahrhunderts vor und sind die Darstellungen meist mythologischer Natur. Es sei auf Abbildung 147 hingewiesen, die einer Handpause des Architekten Schwender (um 1780) entnommen ist, wobei jedoch bemerkt werden soll, daß es nicht festzustellen ist, ob die Skizze ein Entwurf Schwenders oder aus einem Werke der damaligen Zeit abgezeichnet ist.

Zum Schlusse sei noch auf die Ausbildung der Decke mit Hilfe der Malerei hingewiesen. Tafel 30 vergegenwärtigt uns ein derartiges Beispiel, welches sich noch heutigentags in dem kleinen Hause Wormserstraße 408 (Tafel 3) zu Ladenburg vorfindet. Die Malerei ist entgegen dem damaligen Brauche in ziemlich dunklen, fast trüben Farben gehalten; das in den Wolken thronende Lamm Christi ist das Wappenschild des der einstigen Erbauers des Hauses, des Johann Nikolaus Ostertag; es zeigt sich dies noch vielfach an Architekturteilen des Hauses.

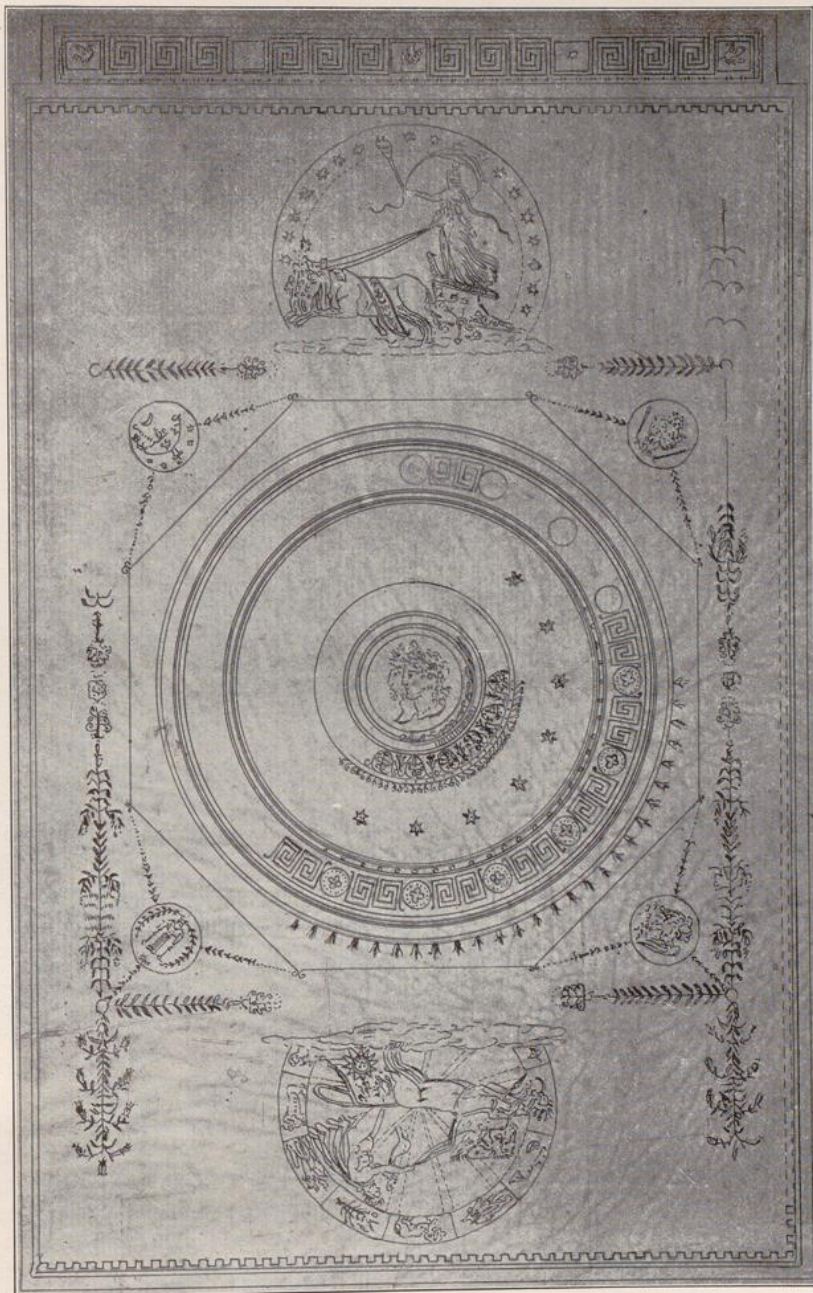


Abb. 147.